Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 16 — Gotha, 18. August 1928 — 42. Jahrgang

Inhalt: Vom gnädigen Gott [Sp. 737] — Das Objektive. Zweite Hälfte [Sp. 738] — Die Missionstagung auf dem Oelberg [Sp. 744] — Die Bruderschaftsbewegung in England. 2. Ursprung; 3. Geschichte [Sp. 753] — Von der Kölner Pressa [Sp. 759] — Unterschätzung der kirchlichen Sitte im Protestantismus [Sp. 764] — Kirche und kirchliches Leben [Sp. 767] — Entweder-Oder in der Frage evangelischer Politik [Sp. 769] — Der Fall Maurizius (Wassermann) [Sp. 772] — Zum Abfall von der Kirche [Sp. 777] — Die Freusburg-Frauenwoche [Sp. 777] — Wöchentliche Chronik [Sp. 779] — Verschiedenes: Die Bremenflieger in der Kirche; Friedrich Ludwig Jahn (Piechowski); Turnvater Jahn (Neuendorff); Verfassungstag; Kleine Mitteilungen [Sp. 781] — Versammlungskalender [Sp. 782]

Vom gnädigen Gott

Von Gottes Gnade bin ich, das ich bin.
1. Kor. 15, 10

So spricht Paulus, und so soll jeder gewöhnliche Christ sprechen. Denn darin besteht das Christentum, daß man weiß, man hat einen gnädigen Gott und ist, was man ist, durch seine Gnade. Und dieses Bewußtsein ist nicht nur der Schluß irgendwelcher Entwicklung, sondern der Anfang eines ganz neuen Standes und Stadiums, in dem man nun einmal ist oder nicht ist.

Als sich Luther daran erinnerte, wie er einst unter Qualen den gnädigen Gott gesucht habe, erinnerte er sich damit einer Zeit, in der er noch nicht Christ war. So sich quälen um einen gnädigen Gott, das war ihm nun Sünde, und die Kirche, die so etwas an ihren Gliedern geduldet und verschuldet hatte, war ihm die Kirche des Antichristen.

Daß man Angst hat vor Gott, daß man sein Gericht fürchtet und flieht, ist menschlich. Es kann fromm sein, aber es ist nicht die Frömmigkeit, die Jesus an seinen Jüngern haben will. Alle Religionen sind voll von solcher Angst und Flucht, auch voll törichter überheblicher Künste, sie loszuwerden. Wer von dem Vater Jesu Christi eine Ahnung hat, fürchtet sich nicht „abermal". Gewiß, er fürchtet auch, er geht auch ins Gericht — aber ganz anders. Seine Grunderfahrung, die ihm Alles bestimmt, ist die Liebe Gottes, ausgegossen in unser Herz. Damit fängt Gott an, daß er uns die ahnen läßt, und damit, daß wir sie ahnen, fängt unser Leben an. Kreaturgefühl, Sündergefühl — sind uns natürlich; lebendiges Christentum hebt an mit ihrer Überwindung. Wenn sie uns dann doch durchs Leben noch begleiten, sie sind in ihrem Wesen gewandelt durch den gnädigen Gott.

Wir reden vom Wesen des Christentums, wenn wir vom gnädigen Gott reden. Das durch christliche Eltern zur Taufe gebrachte Kind lernt von Rechts wegen zuerst den gnädigen Gott kennen, darnach den richtenden. Und dann den richtenden auch nur als den gnädigen.

Unermeßlich verschieden sind die Wege der Menschen zum gnädigen Gott. Welchen Weg wurde der Schächer am Kreuz geführt! welchen Maria von Bethanien! Es ging bei Beiden durch die Gnade zum gnädigen Gott.

Es gab Christen während des Weltkriegs, die lernten plötzlich um mit ihrem Gottesbegriff. Er war doch nicht so „lieb", wie sie bisher gemeint hatten, er war „grausam", „furchtbar". Weshalb? Wegen der Häufung des Leides und des Entsetzens im Kriege. Ja, macht es die Quantität? Es gibt auch ohne Krieg Leid und Entsetzen genug in der Welt. Schon unter der „unvernünftigen" Kreatur, man darf gar nicht anfangen zu beobachten und ein Herz dafür zu haben, man kann dann nicht mehr schlafen. Und unter den Menschen, mitten im sogenannten Frieden. Auf dem Schlachtfelde der Industrie! Täglich, stündlich die Opfer! Ganz selten einmal eine erschreckende Statistik: wie laut Verabredung ein Schleier darüber. Gräßliche Vorkommnisse, so schlimm wie die armen Todverwundeten am Stacheldraht. Und wie massenhaft drängen sich auch sonst die Unglücksfälle an den Tag. Kaum zu ertragen. Schaut man näher zu, wohin auch immer — ein grausames Spiel. Ein grausamer Gott.

Darum wenden sich auch immer unter persönlichem und öffentlichem Unglück Menschen von Gott. Hören auf, Christen zu sein. Kehren sich zu einer andern „Weltanschauung".

Es ist auch etwas ganz Unglaubliches, Unmögliches: der gnädige Gott.

Aber ein Schritt nur im Christentum, und er ist da. Ein ganz klein wenig Fühlung mit Jesus, und er begegnet uns. Ein Blick in die Bibel, und es fällt uns wie Schuppen von den Augen.

„Wir haben einen Gott, der da hilft, und den Herrn Herrn, der vom Tode errettet."

„Von Gottes Gnaden sind wir, das wir sind, und seine Gnade an uns ist nicht vergeblich gewesen."

Evangelium, das heißt: frohe Botschaft. Von wem? Vom gnädigen Gott.

Aber glauben muß man sie. „Glaubst du, so hast du!" Das ist freilich nicht immer so leicht.

Über eine frohe Botschaft soll man sich freuen. Und man kann sich nicht immer freuen. Man bringts nicht fertig. Hemmungen! — Schon recht, aber nur keine künstlichen! Weg damit. — Wie soll man ihrer Herr werden? Dadurch, daß wir uns gegenseitig die Freudenbotschaft immer wieder verkündigen. Der, der sie hat und spürt, dem, der schwach wird zur Freude. Aber immer muß wie eine reine, erquickende Luft vom Himmel her diese Botschaft die Christenheit durchwehen. „Abermal sage ich: Freuet euch!" R

Das Objektive

3. Synthese

So bleibt unser Durst nach dem Objektiven völlig ungestillt? Gibt es überhaupt ein Objektives und Absolutes? Gott selbst ist allein das „Objektive", das „ganz andere". Gott ist die alleinige absolute Macht über und in aller Welt. Aber dieses lebendige Objektive in seinem An- und Fürsichsein, Gott schlechthin außer uns, bleibt uns völlig verborgen, unzugänglich und unfaßbar. Wir fassen und finden Gott in seinem vollkommenen Fürsichsein niemals. Er wohnt in einem Licht, da Niemand zukommen kann, und ist auch auf Erden niemals in unfehlbarer, absoluter Weise erschienen. Niemals geht Gott ganz in einer irdischen Erscheinung auf. Erst in der Ewigkeit, wenn die Welt und ihre Erscheinungen für uns im

Sterben aufgehört haben, schauen wir ihn von Angesicht zu Angesicht, wie er ist.

So gibt es überhaupt keine Offenbarung des unbekannten Gottes? So können wir den Absoluten und Ewigen überhaupt nirgends erreichen und uns niemals mit ihm verbinden?

Gott hat sich offenbart und offenbart sich ohne Aufhören. Um sich aber mitzuteilen und kundzutun, gebraucht Gott das Mittel des Irdischen und Menschlichen, das dadurch keineswegs vergöttlicht wird, sondern immerdar im Bereich des Menschlichen und Irdischen bleibt. Der ewige, jenseitige Gott offenbart sich mit, in und unter den Erscheinungen des Diesseits und vor allem in und durch die menschliche Seele [12]). Er gibt und gießt sich aus in lebendige Menschenherzen und zwar immer aufs Neue auch in der Gegenwart. Der lebendige Gott spricht so zu den Menschen zu allen Zeiten und in allen Zonen. Es gibt in dieser Offenbarung Höhepunkte in begnadeten, prophetischen Persönlichkeiten — die höchste Vollendung in Jesus —, aber nie darf sie auf einen Punkt, auf ein einmaliges, abgeschlossenes Ereignis beschränkt werden. Doch über „Offenbarung" müßte besonders gehandelt werden. In unserem Gedankengang kommt es uns nur auf die Feststellung an, daß Gott sich allein im Zusammenhang mit der menschlichen Geschichte und dem menschlichen Geist kundtut, nur in menschlicher Sprache zu uns spricht, nur in menschlicher Gestalt uns erscheint. „Gott ist geoffenbart im Fleisch." Der „subjektive Geist" bleibt nun einmal die einzige Schreibtafel, auf welcher der „objektive Geist" sich offenbart. Die Offenbarung Gottes darf daher nie unhistorisch, unpsychologisch, unethisch aufgefaßt werden. Losgelöst von diesen irdischen, menschlichen Faktoren, unabhängig von den allgemeinen Formen und Gesetzen des raum-zeitlichen Geschehens gibt es keine Offenbarung des „Objektiven". „Gott hat die Ewigkeit in das Herz des Menschen gelegt." Das ist gerade die große und wahre, wunderbare und lebendige Paradoxie, das „Absurde" der göttlichen Offenbarung, an der sich der Unglaube immer wieder ärgert, so wie einst Juden und Heiden an der menschlichen Knechtsgestalt Jesu Anstoß nahmen und besondere Zeichen und Wunder sehen wollten: Das Ewige wird im Zeitlichen, das Absolute im Relativen, das Göttliche im Menschlichen und Kreatürlichen, das Objektive im Subjektiven sichtbar und wirklich! Dabei darf das zweite Glied nie in seinem irdisch-menschlichen Charakter aufgegeben werden [13]). Gott teilt sich den Menschen nur mit, indem er in die Funktionen und Formen des irdischen und seelischen Lebens eingeht und im Menschen Wohnung macht. Das ist der einzige Weg Gottes zum Menschen.

Oder umgekehrt vom Menschen und seinem einzigen Weg zu Gott aus gesprochen: wir kleinen, schwachen Menschenkinder erfassen, sehen und verstehen die überweltliche Gotteswelt nur in diesseitigen, subjektiven Formen. Wir können den ewigen Gott nur in und durch unseren menschlichen Glauben fassen. Wir können von Gott nur in menschlicher Weise reden. Wir können dies alles auch durch die größte Kraftanstrengung nicht ändern. Es geht in aller Frömmigkeit und auch in Predigt und Kultus nicht ohne das Mittel des Menschlichen und Subjektiven, ohne persönliche Aneignung und Erfahrung und ohne die ganze Fülle religiösen Erlebens. Wie es auf Erden eine brennende Flamme ohne das Mittel von Holz und Kohle nicht gibt, so haben wir auch das ewige, unwandelbare Gotteslicht nicht ohne das Mittel des Zeitlichen, Wandelbaren und Menschlichen in immer neuen wechselnden Formen und Gestaltungen. Daß wir die objektivste Macht aller Wirklichkeit nie als solche, Gott selbst nie äußerlich sichtbar und greifbar, abgesehen von unseren inneren Verhalten und unserer persönlichen Wertung, unabhängig von unserem Glauben haben, hat Luther in den bekannten Worten zum ersten Gebot im großen Katechismus unübertrefflich zum Ausdruck gebracht: „Ein Gott heißet das, dazu man sich versehen soll alles Guten und Zuflucht haben in allen Nöten, also daß einen Gott haben nichts anderes ist, denn ihm von Herzen trauen und gläuben, wie ich oft gesagt habe, daß allein das Trauen und Glauben des Herzens macht beide, Gott und Abgott. Ist der Glaube und das Vertrauen recht, so ist auch dein Gott recht; und wiederum, wo das Vertrauen falsch und unrecht ist, da ist auch der rechte Gott nicht; denn die zwei gehören zu Haufe, Glaube und Gott. Worauf du nun dein Herz hängst und verlässest, da ist eigentlich dein Gott." Wir können also Gott nicht anders erkennen und sehen, ihn nicht anders haben und uns mit ihm verbinden als im Glauben, in der religösen Erfahrung.

Mit „Subjektivismus" und „Psychologismus" — Gefühl ist alles — hat dies alles natürlich gar nichts zu tun. Niemand will damit sagen, daß der Glaube nur subjektives Geschehen sei und ganz darin aufgeht. Religion ohne Objektbeziehung, ohne Beziehung zu dem transzendenten, lebendigen Gott ist überhaupt keine Religion. Auch schaffen wir nicht Gott erst in unserem Geist. Weil der ewige Gottesgeist in uns ausgegossen ist, ist er darum noch lange nicht unsere eigene Schöpfung und eitel Menschenwerk. Weil sich Gott allein in und durch das menschliche Bewußtsein erschließt, ist er darum keineswegs ein Produkt menschlichen Erkennens und Glaubens. Das Göttliche geschieht nicht von uns, aber dennoch durch uns und in uns. Der Blitz kommt vom Himmel und, wenn er auf Erden zünden und brennen will, braucht er dazu das Holz auf Erden. Darum ist das Feuer des Blitzes keineswegs Schöpfung und Produkt des Holzes und kommt nicht aus ihm heraus.

Oder man sagt: Sobald ein Verhältnis und Erlebnis zwischen Gott und der Seele angenommen wird, werden die absolute Distanz, die unüberbrückbare Kluft und die radikale Geschiedenheit zwischen dem majestätischen Schöpfer und dem Geschöpf auf Erden aufgehoben, die Immanenz Gottes im Menschen proklamiert und eine ehrfurchtslose Identität zwischen Gott und Mensch usurpiert. Nun ist in der Tat der Gedanke einer völligen Trennung und Diastase, eines ausschließlichen Gegensatzes und einer absoluten Unmöglichkeit, daß sich beide irgend wie berühren und verbinden können, der Gedanke, daß Gott nur der ewig Verborgene und ganz und gar Unbekannte ist [14]), für eine lebendige Frömmigkeit unerträglich. Sie ist gewiß, daß es eine erlebte und gelebte, wirkliche und persönliche Verbundenheit mit Gott gibt und eine Versöhnung zwischen Schöpfer und Geschöpf sich verwirklichen läßt. Von dieser Wahrheit und Wirklichkeit lebt die Frömmigkeit ganz und gar. Ja noch mehr: wir können eine gegenwärtige Gemeinschaft des Frommen mit Gott nur als möglich annehmen, wenn wir zugleich die notwendige Voraussetzung dazu anerkennen, daß in jedem Menschen als solchem in der Anlage ein Fragen Sehnen und Ahnen Gottes vorhanden ist. Ein verborgener noch so kleiner Gottesbesitz, ein Ewigkeitskern, ein

[12]) Man könnte hier zum Vergleich auf die allgemeine Erkenntnistheorie verweisen. Man erkennt nicht die Substanzen, die Dinge an sich — ihre Existenz und Wirksamkeit wird damit keineswegs geleugnet —, sondern nur sofern sie mit dem erkennenden Subjekt verbunden sind und in einem Lebenszusammenhang mit uns stehen.

[13]) „Das Ärgernis, von dem die Dialektiker in Kierkegaards Nachfolge beständig reden und ohne das es in der Tat keinen christlichen Glauben gibt, liegt für Luther nicht wie für die Dialektiker in der Transzendenz Gottes an sich, sondern in dem Ansinnen, an die Immanenz des Transzendenten zu glauben." W. Elert, Die Lehre des Luthertums im Abriß. 1926 [2]. S. 142.

[14]) „Kein Hinübergreifen des Menschen findet statt in Gottes Reich und kein Hineinragen jenes Reichs in diese Welt. Wir sind die Menschen, für die Gott endgültig und auf der ganzen Linie was wir wissen, der Andere, der Fremde ist. Und unsere Welt ist die Welt, innerhalb deren Gott endgültig und im ganzen Umkreis — außerhalb ist." Barth, Römerbrief. 1922 [2]. S. 304.

göttliches Fünklein muß da sein, wenn der Ruf aus dem Jenseits den Menschen erreichen und in ihm ein Echo finden soll. Der Mensch hätte gar nicht die Möglichkeit und Fähigkeit, die Offenbarung Gottes zu erkennen, sich für sie zu entscheiden und zum Glauben zu kommen, wenn er wirklich so absolut tot und leer und hohl für Gott und die Ewigkeit wäre, wie der Radikalismus behauptet. Lebendige Frömmigkeit und gläubige Gotteserfahrung können in einem radikalen Dualismus, der Göttliches und Menschliches absolut auseinanderreißt und einander entfremdet, nur das Produkt eines allzu klaren und verständigen Rationalismus, einer kühlen Reflexion, einer bequemen Flucht des natürlichen Menschen vor dem lebendigen, nahen Gott und eines Abfalls von der frohen Botschaft der Religion sehen.

Mit der erlebten Verbundenheit der Seele mit Gott ist aber keineswegs gegeben, daß die beiden nun völlig eins, d. h. identisch seien, und daß alles Trennende zwischen Gott und Mensch aufgegeben werde. Ein charakteristisches Distanzgefühl gegenüber der machtvoll-erhabenen, überweltlichen Größe Gottes ist für die echte Religion wesentlich. Ja, je tiefer und lebendiger die Gotteserfahrung und der Zusammenschluß mit Gott sind, um so mächtiger und stärker wird zugleich — wie jede christliche Grunderfahrung beweist — die Empfindung sein, daß der nahe Gott zugleich der ferne Gott ist, und daß umgekehrt wir unmündigen, törichten Menschen den ewigen Gehalt nur in irdenen Gefäßen haben und unsere Gotteserkenntnis und Gottbezogenheit nur immer Stückwerk und Stümperei bleiben. Wir schauen allezeit Gott nur als in einem dunklen Spiegel. Wir vernehmen Gottes Offenbarung immer nur so, daß die störenden Nebengeräusche unseres menschlich-seelischen Aufnahmeapparats ihre volle Reinheit vermindern. Dies geschieht auch bei dem allergrößten Glauben und der allertiefsten Gottinnigkeit. Weil das Unbedingte nur im Bedingten sich kundgibt und in diesem nie in absoluter Weise zur Erscheinung und Darstellung kommt, und weil auch wir selbst allezeit in den Grenzen und Schranken des Endlichen und Bedingten bleiben, werden auch unser Gottesbewußtsein und Gotterleben immer unzulänglich bleiben, solange wir auf Erden leben. Das ist das Kreuz, das wir in aller Schwachheit und Demut immerdar tragen müssen, und das doch zugleich das Siegeszeichen ist: gerade den Unmündigen mitten in all ihrer Zeitlichkeit wird es offenbart!

Es ist seltsam, daß aber gerade die, die eine absolute Distanz zwischen Gott und Welt, Gott und Mensch behaupten, die Forderung erheben: wir sollen endlich einmal Gott und Gottes Wort ohne alle menschlichen Mittel, frei von aller bösen Subjektivität zu uns reden lassen. Ja sogar die Theologie wird als Lehre von Gott selbst — nicht als Lehre vom seelischen Glaubensleben und von den Vorgängen des christlichen Bewußtseins — bezeichnet. Wenn die behauptete schlechthinnige Diastase wirklich ernst genommen werden soll, wirkt es erst recht als menschliche Willkür und Anmaßung, als grenzenloser Hochmut des kleinen Subjekts, als haltlose Schwärmerei oder leere Phrase, daß man meint, man könne außerhalb und jenseits der geschichtlichen Bedingungen, der menschlichen Subjektivität und der seelischen Gegebenheiten des Glaubens — sozusagen ohne Hülle — Gott hören und über ihn reden. Es ist gerade fromme Demut, wahrhaftige Ehrfurcht und heiliger, evangelischer Gehorsam gegenüber den von dem lebendigen Gott selbst gegebenen Tatbeständen und gegenüber der geschichtlich-seelischen Wirklichkeit seiner Offenbarung, wenn Menschen als Menschen sich damit abfinden und begnügen, von den menschlich-irdischen Faktoren der Gottesoffenbarung, der Gottesgemeinschaft und des Gotteserlebnisses reden, und sich dabei bewußt bleiben, daß Gott selbst nie ganz in diesen Faktoren aufgeht und von uns in seinem absoluten Sein nicht erfaßt werden kann.

4. Das Erlebnis

Wo und wie kommen also Menschen dem Objektiven, d. h. Gott nahe? Wir antworten auf dieses mächtigste und wichtigste Anliegen aller Frömmigkeit absichtlich mit dem Ausdruck, der in unseren Tagen besonders temperamentvoll wie ein wertloses, schädliches Wild verfolgt wird; nämlich es geschieht und verwirklicht sich im religiösen Erlebnis, im Erlebnis der großen Gottesmänner und Propheten aller Zeiten, deren Zeugnisse wir dankbar aufnehmen, und im eigenen, gegenwärtigen Erlebnis. Wenn uns verkündigt wird, daß wir im Erleben Gott nie erreichen können, so sagen wir, daß das Erleben gerade der einzige Weg der Verbindung des Objektiven mit dem Menschen ist. Hier ist der Durchbruch des Ewigen in die Welt. Das Objektive ist gerade in dem Subjektivsten wirksam, natürlich nicht im denkenden, klügelnden Verstand und in der begrifflichen Vernunft, sondern — horribile dictu — im lebendigen Gefühl. Es gibt keinen tieferen Zusammenhang und keine innigere Berührung mit Gott als im Erlebnis, da Gott sein heiliges Wort in das Menschenherz hineinspricht. Gott wird nirgendwo so unmittelbar erfaßt wie im Seelenzentrum, in der Leidenschaft des Glaubens. Außerhalb der Innerlichkeit und rein persönlichen Gewißheit gibt es in der Frömmigkeit nichts Festes und Gewisses. Gott selbst will es so, denn er will vor allem in dem Menschenherzen Wohnung machen, weil er die persönliche Gemeinschaft mit den Menschen und die Gemeinschaft seiner Kinder mit sich will. Paradox gesprochen: Das Subjektivste ist gerade das Allerobjektivste, die allergewisseste und unmittelbare Berührung mit Gott.

Oder ist das religiöse Gotteserlebnis doch nichts Anderes denn menschlicher Irrtum und gefährlicher Hochmut? Ist es nicht schlechterdings menschliche Schöpfung, Selbstschöpfung und Machwerk des kleinen Ichs? Bleibt der Mensch hier nicht ganz bei sich selbst? Ist nicht Alles allein auf ihn selbst bezogen? „Hast du nicht Alles selbst vollendet, heilig glühend Herz?" Es ist seltsam, so immer wieder zu fragen. Natürlich liegt in dem Erlebnis ein Moment der Aktivität und Selbstbestimmung, der inneren Freiheit und Selbstverantwortung. Ohne dies käme die Frömmigkeit über den Menschen gleich einem Naturzwang, einer Naturnotwendigkeit. Aber sie geht nie in der eigenen, inneren Aktivität auf. Vielmehr liegt gerade im „Erlebnis" selbst ganz wesentlich das Moment der passiven Rezeption. Der Mensch ist bei jedem auch rein irdischen Erlebnis der Empfangende und Beschenkte. Er erfährt und bekommt Etwas, das ihm von einer ganz anderen Seite her begegnet. Das heißt: im religiösen Erlebnis erfährt der Fromme Etwas, das ihm „von oben", „von drüben" gegeben wird und nun auch sein Besitz wird, indem er es dankbar und demütig annimmt. Der Fromme empfindet sein Erleben, sein Glauben und Trauen als eine Gnade, die ihn erfaßt und ergreift, führt und trägt, und die er erleidet und als beseligend erfährt. Jeder Fromme, bei welchem das religiöse Erlebnis zum Durchbruch kommt, wird als ganz gewiß urteilen: es ist nicht von mir erdacht und gemacht, sondern es ist mir geschenkt und in mir geweckt von dem lebendigen Gott selbst. Ich kann mir nichts nehmen, was mir nicht von Gott gegeben wird. Also gerade im Erlebnis, in der Hingabe des Herzens liegt die Beziehung auf eine transsubjektive Wirklichkeit und lebt das Bewußtsein von einer schöpferischen Wirkung Gottes in der Seele. Realgrund des Erlebnisses ist Gott, der der Heilige und Transzendente bleibt. Darum ist hier, wie sonst nirgends, die echte Erfassung des Göttlichen. Daß sich so im Erlebnis Gott und Mensch, Ewigkeit und Zeit, Absolutes und Relatives, Unbedingtes und Bedingtes begegnen und gegenseitig durchdringen und in steter, wechselnder Spannung verbunden sind, ist das Zeichen einer Frömmigkeit, die nicht tot, sondern lebendig ist.

Übrigens denken wir bei dem religiösen Erlebnis nicht allein an seinen affektiven, emotionalen Charakter, sondern auch an seine ethische Art. Die Verbindung mit Gott ist im Ethos des Gewissens, im strengen Ernst des sittlichen Wollens vorhanden. Vor allem in der Gesinnung der Liebe ist Gottes heiliger Geist recht eigentlich im menschlichen Geist gegenwärtig. Man kann vielleicht behaupten, daß die unmittelbare Erfahrung und Berührung mit Gott nicht so sehr in dem erhöhten Zustand des Ergriffenseins stattfindet, als vielmehr in dem Wandel der Liebe. Auf diesem Weg können sich Tag für Tag, Schritt für Schritt Gott und die Seele wahrhaft finden. „Lasset uns einander lieben, denn die Liebe ist aus Gott! Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm." Darauf hat es ja Gott mit den Menschen abgesehen, daß sich in ihnen gott-erfülltes Leben des Geistes, gottbestimmte Gesinnung und gottgemäßes Handeln verwirklichten.

Den Höhepunkt religiösen Erlebens wird immer das Gebet bilden. In ihm sind die beiden Seiten des Objektiven und Subjektiven und ihre unmittelbare Verbindung besonders gesteigert. Rechtes Gebet ist vor allem getragen von der Glut persönlicher Leidenschaft; und zugleich kommt hier Gott im Menschenherzen voll und lauter zur Geltung. Gerade in diesem subjektivsten Vorgang und in diesem intensivsten Fühlen und Empfinden des Gotteskindes findet das selbstsüchtige Ich seinen Untergang und wird es von der objektivsten Macht, von Gott selbst erfüllt.

So bleiben wir dabei, daß die Beziehung und der Besitz des Überweltlichen und Göttlichen nirgends so groß und tief ist, wie in Glaube und Gebet, in der persönlichen, religiösen Erfahrung. Je innerlicher und persönlicher dieses Erleben ist — am reinsten und größten in den Gottesmännern und Propheten aller Zeiten — um so reiner, klarer und sicherer ist das Verhältnis zum Objektiven, der Lebenszusammenhang mit Gott.

5. Schluß

Wir fassen den geschilderten Sachverhalt zur Verdeutlichung in einem Bild zusammen. Ein heller Strahl der großen, majestätischen Sonne trifft von oben ein armseliges Dachfensterchen, so daß es wie pures Gold aufleuchtet. Es bleibt dabei das armselige, kleine Dachfenster. Es ist damit keineswegs die Sonne selbst geworden. Die Sonne bleibt ihm gegenüber in unendlicher Größe und Ferne das „ganz Andere". Und doch ist es ein wirklicher Strahl der Sonne, der es trifft, zum Leuchten bringt und sich in ihm spiegelt. So bleiben auch im religiösen Erlebnis Gott und Mensch unterschieden und geschieden — hier das kleine, armselige Menschenkind auf Erden, dort der ganz andere und ferne Gott in seinem ewigen Licht — und doch dürfen wir von einer wirklichen Berührung und Verbindung mit ihm sprechen. Gott, der über uns ist, ist uns in unserem Herzen widerfahren und ist so zugleich in uns allen. Aber unser Herz ist nun nicht Gott geworden. Gott ist viel größer als unser Herz. Es bleibt die gewaltige Distanz zwischen dem majestätischen Gott und der winzigen Kreatur, und es ist doch keine absolute Geschiedenheit und vollkommene Unvereinbarkeit zwischen Jenseits und Diesseits. Der unerforschliche, unergründliche, unendliche Gott berührt mit einem Strahl seines Wesens ganz nahe und wirklich und gegenwärtig das irdische, vergängliche Fensterlein der Menschenseele. Denn er selbst will in seiner unbegrenzten Liebe die Versöhnung und Verbindung, Gemeinschaft und Vereinigung mit seinen Erdenkindern. Und wir dürfen das alles in unserer Seele im Glauben erleben. Also die Majestät der Gottessonne bleibt völlig unangetastet. Und es mag auch das Dachfensterlein seine grauen, schmutzigen Stellen und gar einen Sprung haben: Gottes Geist verbindet sich dennoch mit dem sündigen, von Schuld befleckten endlichen Geist. Gerade da, wo das fromme Erlebnis echt und recht ist, wird immer zugleich mit schmerzvollem, blutendem Herzen der Widerspruch und Abgrund zwischen Gott und Welt, Gott und Mensch, Ewigkeit und Zeit, Himmel und Erde empfunden, ohne in einer absoluten, unüberstei baren Schranke stecken zu bleiben. Das wäre Mangel a Glaube, Vertrauen und Hingabe. Da fehlte ja gerade da Charakteristische der Frömmigkeit, Kern und Wesen de Religion. Das Fensterlein ist so klein und gar nicht rec und richtig, und dennoch fällt Gottes Licht darauf, ver klärt es, „rechtfertigt" es. Und darum ist das Gotteserlel nis wahrlich nicht etwas, was der Mensch selbst macht.

Schafft denn das Fensterlein den goldenen Schein ode gar die Sonne selbst? Bildet es die Sonne aus sich selb heraus? Oder leuchtet es wenigstens im eigenen Licht Nur von der Sonne geht der Strahl aus. Sie schafft allei das pure Gold. Nicht wir und unsere subjektive Inner lichkeit schaffen und machen es. Von Gott aus wird de Abgrund überwunden und die Brücke geschlagen. Got kommt zu uns. Wir bauen vergebens den Weg zur Sonn und die Leiter zum Himmel. Durch Gottes Gnade komm allein ein Abglanz seines Wesens in unsere Seele un leuchtet dort im innersten Erleben und tiefsten Empfinde auf. Gott handelt und erschließt sich, und wir dürfen dar um im innersten Grund uns mit ihm vereinen, ohne da damit Gottesgeist und Menschengeist miteinander ver mengt würden. Sie bleiben in steter, höchster Spannung und finden zugleich ihre Verbindung und Einheit im le bendigen Glauben eines Menschenherzens.

Das Objektive und Subjektive! Man kann und soll sie unterscheiden und einander gegenüberstellen, aber nicht in Sinn eines starren, kontradiktorischen Gegensatzes: Ent weder — oder, hier bloß das Objektive und dort bloß das Subjektive. Solchen Objektivismus und Subjektivismus lehnen wir ab. Statt einer falschen, einseitigen Antithese mit der wir — so verlockend und einfach sie auch für unser rein menschliches Denken und für unseren gesunden Menschenverstand ist — nicht weiter kommen, bekennen wir uns zu einer Synthese. Das Objektive und Subjektive sind zwei Momente einer Synthesis, einer durchdringenden Einheit und Totalität. Diese Einheit, die in der Wirklichkeit einer lebendigen Frömmigkeit erlebbar ist, ist der Sinn aller wahrhaftigen Gottesoffenbarung und aller wirklichen Gottesgemeinschaft. Gott, der über aller Welt, nicht von dieser Welt ist, will doch herrschen in der Welt. Nirgends aber will und kann der Herr der Herrlichkeit mehr leben und weben, wohnen und walten als in der verborgenen Welt des frommen Erlebnisses, der Andacht und des Gebets, des Gewissens und der sittlichen Gesinnung. Da sind an allen Orten seine Herrschaft und sein Königtum ewiglich. Gerade diese Synthese, da Göttliches und Menschliches, Objektives und Subjektives zusammenkommt und sich verbindet, da Gott und Mensch bei aller wesenhaften Unterschiedenheit und Ungleichheit dennoch eine Einheit bilden, so wie ein rechtes Kind mit seinem Vater vertraut und eins werden kann, ist das Irrationale, das wir ehrfürchtig preisen, ist das eigentliche Mysterium und Geheimnis der Religion, das wir demütig und gläubig bejahen, ist das Wunder aller Wunder und das unerhörte Wagnis des Glaubens.

Leipzig Hermann Steiner

Die Missionstagung auf dem Oelberg

Nachdem die ersten amtlichen Veröffentlichungen über die vom 24. März bis 8. April d. J. auf dem Ölberg bei Jerusalem gehaltene dritte Tagung des (erweiterten) Internationalen Missionsrates im Druck erschienen sind, auch einzelne Delegierte sich teils berichtend, teils urteilend geäußert haben, schließlich die deutsche Abordnung ihren gemeinsamen Bericht hat erscheinen lassen, ist es möglich, eine vorläufige Würdigung der Tagung auf Grund der

bisher erschienenen Berichte und eignen Erlebens zu versuchen, wenn auch eine eingehende Wertung bis zum Erscheinen des gesamten von der Tagung bearbeiteten Materials vorbehalten bleiben muß und das letzte, endgültige Urteil erst aus den geschichtlichen Wirkungen wird abgeleitet werden können.

1. Zweck der Konferenz

Eine gerechte Würdigung setzt Klarheit darüber voraus, was die Tagung war, sein wollte und ihrem Wesen nach erreichen konnte.

Man hat sie eine Weltmissionskonferenz genannt und damit im Reporterstil das Urteil weiter Kreise von vornherein irre geführt. Es handelte sich vielmehr um die satzungsgemäß regelmäßig zu haltende geschlossene Arbeitstagung der Spitzenorganisation der an der Weltmission beteiligten Kreise des Protestantismus. Schon seit den Weltmissionskonferenzen von London (1888), New York (1900) und Edinburg (1910) war das Bedürfnis nach einem dauernden Zusammenschluß im Bewußtsein aller Kreise lebendig, aber der in Edinburg gewählte Fortsetzungsausschuß trug den Konstruktionsfehler in sich, daß die Gewählten ihr Mandat einer Zufallswahl verdankten. Es gab 1910 nur in Deutschland und in den Vereinigten Staaten eine nationale Zusammenfassung der Missionskräfte. Das wurde nach Edinburg anders, man arbeitete sofort planmäßig an einer Umgestaltung des Fortsetzungsausschusses zu einer beauftragten und bevollmächtigten Spitzenorganisation der Mission treibenden Länder. Unter diesem Leitgedanken ist 1920 in Crans der Fortsetzungsausschuß zu Grabe getragen und 1921 in Lake Mohonk der Internationale Missionsrat begründet worden, für den Deutschland die im Vergleich zu seinen quantitativen Missionsleistungen hohe Zahl von 6 unter 80 Vertretern zugebilligt wurde. Nur zögernd hat der deutsche Missionsausschuß die ihm zugedachten Plätze besetzt und erst aus Anlaß der Jerusalemer Tagung alle Plätze in Anspruch genommen.

Aber als das geschah, war die Entwicklung schon wieder weit über die Lage von 1910 hinausgegangen. Die Kirchen auf dem Missionsfelde waren, zum mindesten in ihrer eignen Schätzung, zu einem solchen Maß von Reife und Selbstverantwortung herangewachsen und hatten sich ihrerseits auch so vielfach in nationalen Spitzenorganisationen zusammengefunden, daß es unmöglich erschien, eine Tagung des Internationalen Missionsrates zusammenzurufen, ohne die jungen Kirchen ausgiebig zu berücksichtigen. Das bedeutete eine erhebliche Erhöhung der Teilnehmerzahl, bestimmte die Auswahl der Verhandlungsgegenstände entscheidend und grenzte die Möglichkeiten für die Besprechungen und ihre Ergebnisse eigentümlich ab.

Der Internationale Missionsrat ist ein Vertrauensrat ohne jede legislative oder exekutive Gewalt. Er kann nur das tun, was ihm von der Gesamtheit übertragen wird, und kann die Gesamtheit nur beraten. Lediglich das innere Gewicht seines Rates und die unmittelbare Durchschlagskraft seiner Gedanken begründet den Wert seiner Entschließungen. Dabei ist er gebunden, alle Fragen bei Seite zu lassen, die in das Gebiet des Glaubens oder der Verfassung der in ihm zusammengeschlossenen Organisationen eingreifen. Seine Tagungen sind nicht öffentlich, sondern tragen den Charakter von streng geschlossenen Arbeitskonferenzen.

Sollte die bevorstehende Tagung unter diesen Umständen irgendwelchen Erfolg bringen, so mußte die Teilnehmerzahl so klein gehalten werden, daß wirkliche Verhandlungen möglich blieben, und doch so groß, daß möglichst alle Missionsgebiete und sendende Kirchen durch anerkannte Führer und Sachverständige vertreten sein konnten. Dazu mußte vorausgesetzt werden, daß Jeder des Englischen möglichst mächtig sei. Als Tagungsort kam nur ein Platz in Frage, der in der Nähe der großen Weltverkehrsstraßen gelegen in sich eine Anziehungskraft hatte, und als Programm nur eine Reihe der wichtigsten Fragen der Weltmission. Die Zahl der Teilnehmer wurde auf 200 festgesetzt und ist schließlich auf 250 gewachsen. Von dieser Zahl wurde reichlich ein Drittel den „jungen Kirchen" zugebilligt, um dem Ausdruck zu geben, welches Verständnis man ihrem Selbständigkeitsstreben entgegenbringe und welchen Wert man darauf lege, die Führer der jungen Christenheit in die Erörterung der großen Missionsfragen hineinzuziehen. In Wirklichkeit stehen den etwa 165 Millionen Protestanten aus der alten Christenheit nur 8 Millionen aus den jungen Kirchen gegenüber. Aber dieser Maßstab konnte und sollte nicht angelegt werden, auch auf die Gefahr hin, daß die Vertreter der jungen Kirchen ihre eigene Stellung überschätzen mußten.

Die Forderung des Englischen als Konferenzsprache verstärkte bei der Auswahl der Delegierten aus innerer Notwendigkeit heraus die englisch-amerikanische Färbung des Gesamtbildes; aber hier wurde der im Ansatz steckende Fehler etwas dadurch ausgeglichen, daß die Konferenzleitung sich bemühte, während der Tagung die Redner nicht angelsächsischer Färbung bevorzugt zum Wort kommen zu lassen. Daß zum Tagungsort Jerusalem gewählt wurde, ist durch seine Lage in der Nähe des Suezkanals und durch seine Bedeutung für die missionierende Christenheit gerechtfertigt, und da das Programm die Lebensnotwendigkeiten der Weltmission in den Mittelpunkt rückte, gelang es, eine große Zahl der Führer nach Jerusalem zu ziehen und so der Tagung und ihren Beschlüssen eine Autorität zu sichern, die nicht nur sachlich, sondern auch persönlich begründet war.

2. Geschäftsordnung

Die Arbeitsweise zielte darauf hin, Wissen und Weisheit des Einzelnen für die Gesamtheit nutzbar zu machen. Deshalb war die Besprechung durch eine große Reihe von Druckschriften vorbereitet, in denen hervorragende Sachkenner ihre Lebenserfahrungen für ihr Sondergebiet niedergelegt hatten, und das war zum Teil schon so früh geschehen, daß man hin und her Vorbesprechungen im engeren oder weiteren Kreise hatte halten können und jedenfalls jeder Teilnehmer genau wußte, welche Fragen verhandelt werden würden. Infolgedessen traten Vorträge in Jerusalem sehr zurück. Sie fehlten nicht ganz. Aber sie brachten gleichsam nur Erfrischungspausen zwischen den der gemeinsamen Arbeit gewidmeten Hauptversammlungen und Ausschußsitzungen. Die Hauptversammlungen dienten der allgemeinen Aussprache. Bei sehr kurzer Redefrist ermöglichten sie es, etwa zwanzig bis dreißig Redner zu Wort kommen zu lassen und so in einer bunten Redefolge, der jede sachliche Disposition fehlte, Anregungen, Ergänzungen, Widersprüche zu den Veröffentlichungen der Konferenz zusammenzutragen. Jede Stoffgruppe wurde dann einem Ausschuß überwiesen. Die Ausschußsitzungen nahmen jede ihr Material auf und versuchten nach eingehender Aussprache, in der die Meinungen durch Rede und Gegenrede geklärt werden konnten, ohne daß die Redefrist grausam beschnitten werden mußte, den Ertrag der Hauptbesprechung und der eigenen Beratungen in einer Niederschrift zusammenzufassen. Die Niederschrift ging zur Prüfung an die Hauptversammlung zurück und wurde dort bald verworfen und zur Neubearbeitung zurückgegeben, bald in Einzelheiten geändert und im Wortlaut durchgefeilt, und erst dann angenommen, wenn sie die Zustimmung der größeren Mehrheit fand. Jetzt liegen die Botschaften und Entschließungen in einem stattlichen Bande von fast 100 engbedruckten Seiten im Druck vor: The World Mission of Christianity (London und New York 1928, 1 sh). Sie sind ein Beweis für den Fleiß, mit dem gearbeitet worden ist, und ein Dokument, an dem sich die Missionsarbeit der nächsten Jahre wird orientieren müssen.

Ich versuche die Bedeutung der Botschaften und der Gesamtarbeit der Konferenz durch zwei Gedankengänge klarzumachen, einmal durch eine Würdigung der Einzelergebnisse und vorher durch einen Gesamtüberblick, der die rechte Würdigung der Einzelprobleme ermöglichen soll.

3. Tagesordnung

Die gewaltige Erschütterung, die der Weltkrieg mit seinen Folgen über die gesamte Menschheit brachte, hat das kritische Stadium, das schon 1910 Anlaß gab, von einer Entscheidungsstunde der Weltmission zu reden, in mancher Hinsicht gesteigert. Sie hat das Vertrauen auf die Überlegenheit, auf die Einheitlichkeit, ja man muß wohl hinzufügen, auf die Christlichkeit der europäisch-amerikanischen Kultur völlig ins Wanken gebracht. Sie hat die Rassenempfindlichkeit geweckt und den Nationalismus zur Blüte getrieben, und das alles hat nicht nur die äußeren Arbeitsmöglichkeiten der Mission gestört, sondern in mancher Hinsicht Zweifel an ihrem Recht, zum mindesten an der Zulässigkeit ihrer Arbeitsmethoden geweckt. Religionsgeschichtlicher Relativismus sah mit vollem Recht den Wahrheitsgehalt der nichtchristlichen Religionen und übersah die Einzigartigkeit der christlichen Botschaft. Soziale Energie sah wieder mit vollem Recht die verhängnisvollen sozialen Schäden, die durch unsere moderne großkapitalistische Arbeitsweise in Völker von ganz anderem Habitus getragen werden, und übersah in ihrem guten Willen zu sozialer Hilfe die primär religiöse Einstellung der Mission. Eine gottentfremdete, rein materialistisch eingestellte Wissenschaft bot sich den nichtchristlichen Religionen als gefährlicher Bundesgenosse an, gefährlich für die Verbündeten, gefährlich nicht minder für den Gegner, das Christentum. Die zur Selbstbewußtheit erwachenden Kirchen Asiens erhoben den Anspruch, aus innerer Kongenialität heraus den Asiaten Jesus besser deuten zu können als ihre unbequemen weißen Vormünder. Sie begehrten Freiheit vom Gängelbande des weißen Mannes, Verfügungsrecht über die für die „Mission" gegebenen Mittel, Autonomie der Verwaltung und das Recht, ihr Kirchentum nach eigenem Ermessen auszugestalten. Umgekehrt wurden die Missionen, zuerst die deutschen, als der Weltkrieg zwei Drittel der deutschen Missionsarbeiter aus ihrer Arbeit entfernte, dann seit zwei Jahren die englischen und amerikanischen, als die Entwicklung in China dort das gleiche Ergebnis zeitigte, zu einer Selbstbesinnung aufgerufen, ob der Erfolg der Arbeit der aufgewandten Mühe entspreche, ob es recht sei und lohne, gleichsam im Wettbewerb mit den Staaten große, kostspielige Missionsschulsysteme aufzubauen und zu unterhalten, ob man Recht und Pflicht habe, den schädigenden Wirkungen der Industrialisation entgegenzutreten, und so fort. Kurz, von außen her wie von innen her legte die kritische Lage der Gegenwart eine Durchprüfung des gesamten Missionsbetriebes nahe, und wenn man die großen Kosten einer Führerzusammenkunft daran wagte, konnte es sich um nichts Anderes handeln als um eine solche Durchprüfung, bei der die letzten uns zugänglichen Maßstäbe angelegt wurden.

So stehen die fünf Fragengruppen, die auf die Tagesordnung gesetzt wurden, im inneren Zusammenhange, und sie waren nicht willkürlich gewählt, sondern sie geben in ihrer Formulierung und Zusammenordnung gleichsam einen Querschnitt durch die gesamte Missionslage. Es waren folgende:

1. Leben und Botschaft des Christentums in Beziehung auf die nichtchristlichen Systeme.
2. Das Verhältnis der alten und jungen Kirchen.
3. Religiöse Erziehung.
4. Die Fragen der Rasse, der Industrialisierung und der Vernachlässigung des Landvolkes.
5. Die Fragen nach dem Zusammenschluß der Arbeitsgemeinschaft der protestantischen Weltmission.

Es wurde in Jerusalem mit Recht darauf hingewiesen, daß sich in der Gruppierung und Formulierung dieser Themata der Fortschritt von der Edinburger Tagung 1910 deutlich ausdrückte. Dort verhandelte man — aber erst an vierter Stelle — über die christliche Botschaft in Beziehung auf die nichtchristlichen Religionen. Hier war schon durch die Themastellung die Frage aus dem Bereich der Lehre in die des Lebens gerückt und die Frontänderung gegen die christus- und gottlose Wissenschaft und Weltgestaltung bewußt vollzogen. Die Mission kann und will hinfort nicht anders verstanden werden denn als ein Ausschnitt des auf der ganzen Welt entbrannten, in der Heimat so gut wie in der Ferne zu führenden Kampfes des Glaubens gegen den Unglauben. Deshalb verhandelte man nicht mehr wie in Edinburg über die Kirche auf dem Missionsfelde, als ob es eine Aufgabe der alten Christenheit sei, der jungen das Haus zu bauen und ihm Grundriß und Ausstattung zu bestimmen, sondern stellte sich von vornherein entschlossen und bewußt auf den Boden einer Aussprache gleichberechtigter und gleichwertiger Partner. Und indem man drittens die religiöse Erziehung zur Besprechung bot, gleichviel wo sie ausgeübt wird, statt wie in Edinburg sich auf die Probleme der Erziehung der nichtchristlichen Völker zu einem nationalen Christentum zu beschränken, beseitigte man vollends jeden Verdacht, als ob Mission aus Überhebung geschehe und aus bewußter Überlegenheit, richtete vielmehr die schmerzhafte Untersuchung genau so ernst auf die Fragen der Heimat wie auf die des Missionsfeldes. Indem man weiter die Probleme des vierten Aufgabenkreises anfaßte, griff man so mutig wie nie zuvor hinein in die Weltnot der Gegenwart und erhob damit deutlich den Anspruch, daß der Christenglaube nicht nur eine den Einzelnen angehende Herzenssache, sondern eine die Welt gestaltende Kraft sein und immer mehr werden muß. So waren es Lebensnotwendigkeiten der protestantischen Weltmission, die zur Verhandlung standen, und es ist zu prüfen, wieweit die Ergebnisse einen Fortschritt bedeuten.

4. Christliche und nichtchristliche Religionen

Die Auseinandersetzung mit den nichtchristlichen Systemen führte über die akademischen Untersuchungen des letzten Jahrzehnts über das Wesen des Christentums insofern weit hinaus, als man bei jedem Wort, das gesprochen und hernach geschrieben wurde, die dahinter liegende Lebenserfahrung von Menschen spürte, denen die Auseinandersetzung Lebenswende oder Lebensberuf bedeutet:

Unsere Botschaft ist Jesus Christus. Er ist die Offenbarung dessen, was Gott in uns und was der Mensch durch ihn werden kann. Wenn wir vor ihm stehen, stehen wir der letzten Realität des Universums gegenüber. Er macht uns Gott bekannt als unseren Vater, der vollkommen und unendlich ist in Liebe und Gerechtigkeit. Denn in ihm finden wir den fleischgewordenen Gott, die endliche Offenbarung des Gottes, in dem wir leben, weben und sind. Jesus Christus hat uns in seinem Leben und durch seinen Tod und durch seine Auferstehung den Vater erschlossen, die oberste Wirklichkeit als allmächtige Liebe, indem er durch das Kreuz die Welt mit Gott versöhnte, mit den Menschen litt in ihrem Kampf gegen Sünde und Übel, mit ihnen und für sie die Last der Sünde trug.

Das war das Bekenntnis, das durch alle Verhandlungen hindurchklang, und es war bemerkenswert, wie schnell sich die große Schar der Versammelten darauf einigte, daß es für die Mission wichtiger sei, mit diesem Bekenntnis das Unterscheidungsmerkmal des Christentums anzugeben, als zu untersuchen, wo etwa in den nichtchristlichen Systemen Leben und Wahrheit sei. Mit diesem Bekenntnis zu der einzigartigen Gabe Gottes, die wir zu bringen beauftragt sind, wurde unser Dienst von allem politischen, kirchlichen und religiösen Imperialismus gereinigt und rein religiös bestimmt, mit ihm zugleich die Freiheit gewonnen, die Wahrheitserkenntnis der nichtchristlichen Religionen freu-

ig und dankbar anzuerkennen, ohne der Gefahr des Synretismus zu erliegen.

Natürlich konnte die wissenschaftliche Aufgabe, von diesem Ansatz aus die Mission theologisch zu begründen und von ihm aus eine in sich geschlossene Weltanschauung zu entwickeln, von unserer Tagung gar nicht erst versucht werden. Das bleibt der Nacharbeit vorbehalten. Es genügt, die Einmütigkeit der Konferenz dahin festzustellen, daß eine gesunde missionarische Apologetik nicht von der Frage auszugehen hat: „Was haben wir mit dem Gegner gemeinsam?“ sondern von der Frage: „Was unterscheidet uns von ihm? Was ist unsere uns eigentümliche Gabe und Aufgabe?“

Zeigt die Arbeit der Tagung damit eine merkwürdige Parallele zu der Entwicklung der theologischen Arbeit Deutschlands, so anderseits vielleicht auch darin, daß der Ausdruck to share the life ein Lieblingsausdruck der Konferenz wurde. Denn damit wurde deutlich, daß das Christentum wohl an die geschichtliche Gestalt Jesu Christi geknüpft ist, daß in ihm aber Übergeschichtliches, Ewiges, Licht, Leben der Menschheit geschenkt ist. Wie sich die Auseinandersetzung mit den nichtchristlichen Religionen von dieser Voraussetzung aus gestaltet, kann nur auf Grund der Durcharbeitung des weitschichtigen, der Tagung eingereichten Materials gesagt werden. Nur das ist schon jetzt sicher, daß in dem Material die Weisheit und die Lebenserfahrung tüchtigster Missionare und eingeborener Christen enthalten ist, so daß hier wertvollste Anregungen zu erwarten sind.

5. Die Erziehungsfrage

Die Verhandlungen über religiöse Erziehung tragen ihre Bedeutung für die Mission darin, daß sie zwei grundsätzliche Forderungen an die Missionsarbeit stellen, die trotz ihrer Selbstverständlichkeit längst nicht immer voll berücksichtigt worden sind, nämlich daß alle Missionsarbeit Erziehungsarbeit ist, also mit vollem Recht und pflichtmäßig von der berufsmäßigen Pädagogik zu lernen hat, und daß alle missionarische Erziehungsarbeit religiöse Erziehung ist, also ihr Ziel nicht in intellektueller Förderung oder in ethischer Belehrung oder in kultureller Hebung, sondern in der Herausbildung religiöser Charaktere und religiösen Gemeinschaftslebens zu suchen hat. Mit Absicht hat das Erziehungsmanifest diese allgemein gültigen Wahrheiten nur ganz grundsätzlich ausgesprochen und sich damit begnügt, ihren Anwendbarkeitsbereich aufzuweisen. Die Wirklichkeit des Missionsfeldes ist zu vielgestaltig, um eine Spezialisierung zu erlauben! Um die innere Bezogenheit von Religion und Erziehung ganz deutlich heraustreten zu lassen, stellt das Manifest einen Aufriß der Erziehungskunst Jesu an die Spitze und erschließt damit eine pädagogische Erkenntnisquelle, die noch längst nicht ausgeschöpft ist, wenn auch der Versuch, die abgestufte, dem Alter des Kindes angepaßte Erziehungsmethode unserer Zeit als in der Erziehungsweisheit Jesu begründet nachzuweisen, mehr „Einlegung“ als „Auslegung“ sein dürfte. Die Verhandlungen machten sehr bald klar, welche Fußangeln für die Mission in dem Grundsatz liegen: alle Erziehung müsse von der Religion durchsättigt sein. Denn in dieser Allgemeinheit ausgesprochen führt die Wahrheit dieser Erkenntnis zu der Anerkennung, daß islamische Regierungen, wenn sie wahrhaft erzieherisch wirken wollen, in ihre Schulen Islam-Unterricht einführen müssen und so fort, und daß religionslose Schulen nichts Anderes sind als Vorkämpfer des Säkularismus. Und doch kann aus der bisherigen Erfahrung kein anderer Schluß gezogen werden. Die Religion ist für uns der beste, zuverlässigste Halt des Menschen, und Herausbildung des Charakters im vollen Sinne nur auf religiöser Grundlage möglich.

Die Schwierigkeit konnte und kann nur dadurch gelöst werden, daß man sich klar wird, wie alle religiöse Beeinflussung völlige Freiwilligkeit voraussetzt. Die Mission muß zu ihrer These von der Unentbehrlichkeit der Religion in der Erziehung stehen, sie nur ergänzen durch die andere, daß für alle religiöse Erziehung völlige Freiheit und Freiwilligkeit gewährleistet werden muß. Umgekehrt führt die These, daß alle Missionsarbeit religiöse Erziehung ist, dahin, nachzuprüfen, wieweit die Mission Heim und Familie, Gesellschaft, Gemeinde und Staat pädagogisch mit den Kräften der Religion durchsättigt hat und durchsättigen kann, und führt so zu einer Revision des Missionsbetriebes von Grund auf. Daß nebenbei das Erziehungsmanifest von berufsmäßigen Pädagogen entworfen, also in der Sprache der Pädagogen abgefaßt ist, mag sich als wertvolle Hilfe erweisen, um die Aufmerksamkeit der zünftigen Pädagogik auf die Erzieherarbeit der Mission zu lenken, die in unserer kritischen Zeit wahrlich kaum geringer eingeschätzt werden dürfte, als sie sich im Altertum und Mittelalter erwiesen hat. Das Christentum ist immer die Erzieherin der Völker gewesen. Versagte es jetzt diesen Dienst, so hätte es seinen Anspruch auf unbedingte Überlegenheit über alle anderen Religionen, ja über alle anderen Geistesmächte der Welt verloren.

6. Alte und junge Kirchen

Der dritte Fragenkomplex in Jerusalem betraf das Verhältnis der alten und jüngeren Kirchen. Hier mußten die Führer die Antwort auf die Frage suchen, ob in Zukunft an einer Missionsarbeit im alten Sinne festgehalten werden könne und müsse, oder ob die Verantwortung für die Christianisierung der Menschheit von den alten auf die jungen Kirchen zu übertragen sei, nicht heute oder morgen, aber doch grundsätzlich und in absehbarer Zeit. Für die Vertreter der alten Kirchen war darüber kein Zweifel, daß das Aufhören der Mission das Ende einer wichtigen Lebensfunktion für uns bedeuten würde. Die Vertreter der jungen Kirchen aber kamen wohl mit dem Gefühl, als sei ein Wertunterschied zwischen Missionssubjekt und Missionsobjekt, und sie müßten um die Anerkennung voller Gleichberechtigung kämpfen. Sie sahen, und es war nicht schwierig, ihnen den Blick dafür zu öffnen, daß sie mit ihrer kleinen Kraft niemals im Stande sein würden, die Verantwortung für die Mission in ihrem Volkstum allein zu tragen. Sie mußten es aber auch lernen, zu sehen, daß unsere Missionsarbeit nur einen winzigen Ausschnitt unseres kirchlichen Lebens darstellt und es eine unbillige Forderung war, aus dem internationalen Missionsrat einen internationalen Christenrat zu machen. Der Hauptwert der gesamten Erörterungen scheint mir für diesen Fragenkomplex in der Fragestellung zu liegen, von der aus die ganze Verhandlung aufgerollt und zum Ziel geführt wurde: „Woran erkennt man eine bodenständige, lebendige Eingeborenen-Kirche?“ also das, was unserem deutschen Begriff einer lebendigen Volkskirche entsprechen würde.

Die Antwort griff über die formalen Definitionen von der sich selbst erhaltenden, sich selbst verwaltenden, sich selbst ausbreitenden Kirche zurück auf das Neue Testament und formulierte in Anlehnung an die Untersuchungen über die „Botschaft“ etwa so: Eine bodenständige lebendige Kirche ist überall da, wo der Trieb erwacht, das eigene Leben in eigener Verantwortung Andern weiterzugeben. Ist diese Definition richtig, und wir waren alle davon überzeugt, dann ist damit die Mission als ein notwendiger, wesentlicher Zug des Christentums anerkannt, und dann kann ebensowenig ein Zweifel daran bestehen, daß die alten Kirchen an der Mission beteiligt bleiben, wie daran, daß die jungen Kirchen an ihr beteiligt werden müssen, und es ergibt sich von selbst, daß in der Gemeinsamkeit des Missionsdienstes ein bleibendes Einigungsband der Kirchen gefunden ist, zumal im Christentum das Gesetz gilt, daß wir nur in dem Maße leben, als wir unsere Verantwortung für Andere in selbstloser Hingabe beweisen.

7. Die Rassenfrage

In der Verhandlung über die Rassenfrage sehe ich die Bedeutung der Konferenz weniger in der Entschließung als in den Verhandlungen selbst, ja vielleicht noch mehr in der Tatsache, daß eine so große Anzahl von Männern und Frauen anderer Rassen, die offensichtlich mit etwas Skepsis, ob sie als gleichberechtigt anerkannt werden würden, gekommen waren, Gelegenheit fanden, all ihre innere Erregung loszuwerden, und sich dabei in Allem verstanden, getragen, anerkannt fühlten. Es handelte sich ja nicht nur um ein kurzes Beisammensein im Verhandlungssaal, sondern um eine Lebensgemeinschaft durch fünfzehn volle Tage hindurch, und um eine Lebensgemeinschaft, die sich sofort notwendig zur Arbeits- und Gebetsgemeinschaft vertiefte. Wir waren uns gerade bei diesem Punkt der Verhandlungen mehr noch als sonst bewußt, wie wenig hier ein Konferenzbeschluß bedeute. Wie stark fühlten wir aus den Worten unserer farbigen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen die Glut der Leidenschaft! Wenn das schon bei den Führern so war, wo die Erziehung das Temperament im Zaun hält, und das auf dem Ölberge, der uns allen immer wieder die Gestalt Jesu vor Augen stellte und damit Sinne und Worte stark beeinflußte, wie mögen dann die Leidenschaften branden, wo Einer den Andern aufpeitscht und alle Hemmungen fortfallen! Einige unter uns kannten die andern Rassen aus persönlichem Umgang. Den Meisten war es ganz starkes Erlebnis. Und wie sie die Kraft der Rassenbewegung unserer Tage ahnend erfassen lernten, so die Vertreter der anderen Rassen den Willen der christlichen Führer, an ihrem Teil zum Ausgleich der Gegensätze mitzuhelfen. Die Entschließung mußte auf die außerordentliche Verschiedenheit der Situation Rücksicht nehmen, bemüht sich aber, nicht nur Gemeinplätze zu geben.

Es war auch hier wieder ein großer Vorteil, daß Sachverständige ersten Ranges und Vorkämpfer der Rassenbewegung an der Abfassung der Entschließung beteiligt waren. Sie wirkte dann auch so stark, daß die Vertreter der andern Rassen ihr mit Genugtuung zustimmten.

8. Problem der Industrialisierung

Spürte man diesen Verhandlungen gleichsam den Erdgeruch ab, so nicht minder denen über die durch die Industrialisierung Afrikas und des fernen Ostens entstehenden Nöte. Sie sind von Wirklichkeitssinn und starkem Gestaltungswillen erfüllt. Auch sie verdankten der Mitarbeit erster Sachkenner ihr Bestes. Allerdings brachten sie die deutschen, vielleicht darf man sagen, die kontinentalen Abgeordneten in eine eigentümlich peinliche Lage. Der starke Aktivismus Jung-Amerikas stellte sich naturgemäß sofort mit aller Kraft der Begeisterung hinter die sich hier zeigenden sozialen Aufgaben, und so konnte es kaum ausbleiben, daß ihre theologische Richtung auch die Entschließung in charakteristischen Wendungen bestimmte. In ihr ist ausführlich die Rede von der Heiligkeit der Person, von der Bruderschaft der Menschen, von der gegenseitigen Verantwortlichkeit, und es klingt oft so, als sei soziales Helfen die primäre Aufgabe der Mission. Um so stärker wirkte der Einspruch eines Franzosen: die Mission habe nur eine seelsorgerische Aufgabe; es stehe nicht in ihrer Macht, die Verhältnisse zu ändern.

Zwischen beiden Extremen suchten die Verhandlungen und die Entschließung die goldene Mitte, und als der endgültige Wortlaut der Entschließung vorlag, fühlten wir Deutschen uns verpflichtet, ihr zuzustimmen, da wir aus der Geschichte gelernt haben, daß die evangelische Mission seit Zinzendorfs Tagen nicht müde geworden ist, sich für die Abstellung sozialer Schäden einzusetzen: man denke an den Kampf gegen Sklaverei, gegen Opium, gegen Alkohol und so fort, und da wir die Augen vor den schrecklichen Zuständen nicht verschließen konnten, die durch die modernen Fabrikbetriebe in Johannisburg, in Katanga, in Bombay, in Schanghai hervorgerufen werden, und die zum Teil ein Hohn auf die sogenannte Christlichkeit unserer Zivilisation sind. Wir haben uns bemüht, dem Ausdruck zu geben, daß über der sozialen Hilfe die eigentliche Hauptaufgabe an den Seelen der Einzelnen nicht übersehen werden darf, und werden darauf bestehen müssen, daß das von der Tagung geforderte Institut zur Erforschung dieser Nöte seine Selbständigkeit und seine rein missionarische Einstellung behalte; aber wir werden es kaum verhindern können, daß die Vorkämpfer des social gospel unsere Entschließung in ihrem Sinne ausnutzen werden.

Und das ist gut so. Es mag wohl sein, daß wir vom Aktivismus der Amerikaner lernen müssen, während es ihnen gut tut, sich von unserer allzu großen Bedächtigkeit zur Besinnung rufen zu lassen. Immerhin liegen in der Entschließung Fußangeln. Und es mag gut sein, deshalb von vornherein eine Warnungstafel aufzurichten, um zu verhindern, daß die Mission zu Schaden kommt!

9. Anspruch des Landvolks

Mit ungeteilter Freude dagegen begrüße ich die Entschließung über die Aufgaben der Mission an der ländlichen Bevölkerung Asiens und Afrikas. Sie geht in Bahnen, die wir, von Männern wie Booker Washington gelehrt, sowohl in der katholischen wie in der protestantischen Mission schon vor dem Kriege als recht erkannt hatten. Gewiß spricht auch hier aus manchen Sätzen etwas von dem Wahn, als könnten Menschen durch ihr Tun die Erde in das Himmelreich verwandeln, und andere können so mißverstanden werden, als sei ein gewisser äußerer Lebenszuschnitt die Vorbedingung für das „Leben und volle Genügen", das „unser Gott und Vater für alle seine Kinder wünscht". Aber es bleibt doch richtig, daß die Religion das gesamte Leben der Gemeinschaft durchdringen soll. Und wenn christliche Missionare sich von dieser Voraussetzung für ein gesundes Leben in gesunder Umgebung einsetzen oder fordern, daß die natürlichen Bedingungen jedes Landes ausgenutzt werden, um der Bevölkerung die nötige Ernährung zu sichern und ihr zu einem gesunden wirtschaftlichen Aufstieg zu helfen (um nur ganz wenige Forderungen der Entschließung herauszuheben), so sind das zweifellos Dinge, die nicht nur die Peripherie des Missionsauftrages berühren, sondern die beim Aufbau eines gesunden Volkskirchentums Berücksichtigung heischen.

Deshalb sollte die Entschließung gerade von uns in all ihren Einzelheiten sorgfältig studiert werden. Sie bedingt, wenn ich recht sehe, in mancher Hinsicht eine Reform in der Ausbildung unserer Missionare. Wir müssen es immer wieder lernen, daß die Mehrheit der Menschen auf dem Lande lebt und vom Lande aus für die Ernährung der übrigen Menschheit sorgen muß. Unsere Arbeit darf nicht das Gepräge der Großstadtkultur annehmen, wenn wir auch die Bedeutung der Städte für die Gesamtkultur nie außer Acht lassen dürfen. „Wenn das geistliche Erbe einer Nation verchristlicht und in die Kirche übernommen werden soll, so muß den Sitten, der Sprache, dem ganzen sozialen Aufbau der Landbevölkerung viel mehr Aufmerksamkeit zugewandt werden, mit dem Ziel Alles, was gesund darin ist, durchaus zu erhalten. Denn gerade hier finden sich nicht wenige der gesundesten Elemente des nationalen Lebens. Wenn das Evangelium zum Pulsschlag des Herzens einer Nation werden soll, dann muß das Fühlen und Denken, dann müssen die Bedürfnisse der Landbevölkerung klar erkannt sein, und Prediger, Lehrer und Missionare müssen ihnen gerecht werden. Das ist eine unerläßliche Bedingung, wenn es gelingen soll, ein Volk gegen diejenigen Elemente der modernen ausländischen Zivilisation zu schützen, die das innere Leben der bodenständigen Bevölkerung zu unterwühlen drohen."

10. Schluß

Ich unterlasse es, noch auf die sehr lehrreichen Verhandlungen über die Fragen der Heimatkirchen hier einzugehen, weil es sich teilweise nur um Folgerungen aus dem bisher Gesagten handelt, teilweise Selbstverständlichkeiten gesagt werden müßten, teilweise die Dinge nur Interesse für die heimatlichen Werbearbeiter der Mission haben. Ich versuche nur noch, meinen Gesamteindruck über die Ergebnisse der Tagung zusammenzufassen.

Die Tagung bot in ihrem Verlauf einen wirklichkeitstreuen Spiegel der Missionslage. Sie führte zu dem in seinen Ergebnissen verschieden beurteilten Versuch, die Gesamtkräfte des Mission treibenden Protestantismus zu einer dauernden Arbeitsgemeinschaft zusammenzuschließen. Der Internationale Missionsrat wird künftig nur gelegentlich in die Erscheinung treten. Seine „Mitglieder" sind die nationalen Organisationen, die je einen oder mehrere Abgeordnete in den zum Handeln bevollmächtigten, zur Zeit 37 Köpfe starken Internationalen Missionsausschuß (genau Committee of the International Missionary Council) entsenden. Die Hauptarbeit geschieht durch die Beamten, Dr. John R. Mott als Vorsitzenden und die Sekretäre J. H. Oldham, A. L. Warnshuis und W. Paton, sowie durch gelegentlichen schriftlichen Meinungsaustausch und persönliche Berührungen zwischen den nationalen Organisationen. Die Gründung eines sozialen Instituts zum Studium der durch Industrialisation entstehenden Not ist in die Wege geleitet. Und die Entschließungen geben im Querschnitt eine authentische Ausgegung davon, was die protestantische Weltmission sein will, und wie sie arbeitet. Sie dürfen als eine wertvolle Urkunde zur Begründung einer neuen Missionslehre gelten. In Einzelheiten anfechtbar, müssen sie als Ganzes gewertet werden und sind ein Ausdruck der Selbstbesinnung und des Gestaltungswillens der protestantischen Weltmission der Nachkriegszeit.

Literatur: The World Mission of Christianity, London und New York 1928, 96 S., sh. 1; Basil Mathews, Roads to the City of God, London 1928, 116 S., sh. 1; Martin Schlunk, Von den Höhen des Ölberges, Stuttgart und Berlin 1928, 221 S., M.

Tübingen Martin Schlunk

Die Bruderschaftsbewegung in England

Vgl. Nr. 13

2. Der Ursprung der Bewegung

Die Lozell's Brotherhood, deren Entstehung im vorigen Abschnitt geschildert wurde, war nicht die erste ihrer Art. Dennoch erscheint mir der von ihrem Begründer persönlich übermittelte Bericht als so wertvoll, daß ich ihn der eigentlich historischen Darstellung glaubte vorausschicken zu dürfen. Zumal da jene Bruderschaft eine der ersten war.

Die Bruderschaftsbewegung ist aus der Adult Schools-Bewegung hervorgegangen, deren Entstehung wir nur verstehen können, wenn wir etwas weiter zurückgreifen.

Da die englische Reformation nicht wie die deutsche die Begründung des Volksschulwesens zur Folge hatte, war doch im 18. Jahrhundert der Bildungsstand der Volksmassen außerordentlich tief. Man begann daher um die Mitte des genannten Jahrhunderts von privater Seite aus, die Kinder der niederen Bevölkerung in einzelnen Schulklassen in Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten. Die meisten dieser Kinder mußten aber Wochentags mithelfen die Familie ernähren. Aus diesem Grunde mußten solche Unterrichtsstunden auf den Sonntag verlegt werden. So entstanden die Sonntagsschulen für Kinder, denen bald solche für Erwachsene (= Adult Schools) folgten, vor allem unter dem Einfluß der Erweckungsbewegung und des Methodismus, da das von daher angeregte Lesen der Bibel im Volke unmöglich war, solange dieses nicht lesen konnte. Man nannte deshalb solche Schulen auch Bibelklassen; das Lesen wurde an der Heiligen Schrift geübt. Die erste dieser Adult Schools wurde 1798 in Nottingham gegründet; aber erst die 1812 in Bristol gegründete hatte weitergehenden Einfluß. Es ist interessant, daß beide Male die Gründer Methodisten waren, obwohl ebenfalls in beiden Fällen ein Quäker von Anfang an mitarbeitete, um später die Führung der Arbeit zu übernehmen. Ein Quäker, Joseph Sturge in Birmingham, war es auch, der 1845 jene bescheidenen Anfänge zu einer großen Bewegung zu entfachen begann, auf deren weitere Entwicklung ebenfalls Quäker den entscheidenden Einfluß ausübten. Vielerlei wertvolle Anregungen zu sozialer Arbeit sind von dieser Bewegung ausgegangen, und da in ihr von Anfang an unter dem Einfluß der französischen Revolution der Gedanke der Brüderlichkeit eine Rolle spielte, ist es verständlich, daß aus ihr die Bruderschaftsbewegung als ein besonderer Zweig hervorgewachsen ist, die heute, ihr verwandt und doch von ganz eigener Art, neben ihr blüht, ja zum Teil über sie hinausgewachsen ist.

John Blackham (geb. 1834), ein Diakon der Congregationalistischen Kirche von West Bromwich bei Birmingham, ist der eigentliche Begründer der Bruderschaftsbewegung. Auf Grund jahrelanger Arbeit in Sonntagsschulen (für Kinder) und Adult Schools war er zu der Überzeugung gekommen — und zwar in denselben Jahren, da Adolf Stöcker von ähnlichen Gedanken bewegt wurde — daß etwas geschehen müsse, um der wachsenden Entkirchlichung der männlichen Arbeiterbevölkerung zu begegnen. Vielleicht war es möglich, etwas zu schaffen, das weder Sonntagsschule noch kirchlicher Gottesdienst war und doch die wertvollen Elemente beider vereinigte. Den Anstoß zur Verwirklichung dieser Gedanken gab eine im Jahre 1875 in Birmingham abgehaltene Volksversammlung des großen Evangelisten Moody, deren Besuch Blackham nicht möglich war, da bei seiner Ankunft niemand mehr in die Stadthalle hineingelassen wurde. Er ging darauf in eine der ihm bekannten Adult Schools in Birmingham und erlebte nun den krassen Gegensatz — dort die mit Männern überfüllte Stadthalle, hier ein kleiner Kreis zum Bibellesen versammelt ohne Geist und Leben. Das gab ihm den zündenden Gedanken ein: allsonntägliche Moody-Versammlungen, durch ebenso energisches Werben vorbereitet, mit kurzer, zündender Ansprache, frischem Singen und Musizieren, ernstem aber kurzem Beten, und dies alles in einer Atmosphäre der Brüderlichkeit, d. h. des herzlichen Sich-umeinander-Kümmerns. Dieser Gedanke wurde sofort in die Tat umgesetzt. In West-Bromwich ließ Blackham durch Handzettel, die auf den Straßen und in den Fabriken verteilt wurden, sowie durch große Plakate die Männer aus dem Volk zu einer Versammlung in die Congregationalistische Kapelle einladen, die ihnen „einen angenehmen Sonntagnachmittag" (a pleasant Sunday Afternoon) verschaffen werde. Da die englischen Sonntage, an denen es damals noch nicht die bescheidenste Gelegenheit gab sich eine öffentliche Unterhaltung zu verschaffen, für die vielen Arbeiter, welche die Gottesdienste nicht mehr oder doch nur selten besuchten, etwas tödlich Langweiliges hatten, folgten sie dieser Einladung in beträchtlicher Zahl. John Blackham verstand es nun, die erste Versammlung so fesselnd und lebendig zu gestalten, daß Viele am nächsten Sonntag wiederkamen. Die rechte Atmosphäre schuf er dadurch, daß er Jeden persönlich begrüßte und die einzelnen Männer miteinander bekannt machte. Auch berührte es Viele sehr sympathisch, daß die Versammlung nur aus Männern bestand. So war das Unternehmen von Anfang an ein Erfolg. Und zwar muß dieser sehr eindrucksvoll gewesen sein, denn es fand sofort Nachahmung. In der Tat, hier schien endlich eine Gelegenheit gegeben, die Männer des Volkes, die man am meisten in den Gottesdiensten vermißte, wieder unter religiösen Einfluß zu bringen. Es ist sehr bezeichnend für die damalige Haltung der englischen Arbeiterschaft, daß sie der Einladung zu

solchen Versammlungen in ansehnlicher Zahl folgte, obwohl diese meistens in Kirchengebäuden stattfanden. Die Irreligiosität der Massen war eben nicht wie bei uns antikirchlicher Propaganda oder auch nur in besonderem Maße Einflüssen materialistischer Weltanschauung zuzuschreiben; sie war vielmehr Gleichgültigkeit, wie sie sich gleichermaßen aus der Tatsache, daß die Kirche mit der starken Vermehrung des Proletariats in dessen kirchlicher Versorgung nicht Schritt halten konnte, und den Einflüssen des Großstadtlebens ergeben hatte.

So entstand die Bewegung, die man heute als Brotherhood Movement bezeichnet, die aber damals noch nicht so hieß. Vielmehr nannte man jene Versammlungen nach den Initialen der Blackhamschen Verheißung P. S. A. (Pleasant Sunday Afternoon), gleichsam damit bestätigend, daß die Verheißung in Erfüllung gegangen war. Der Name übertrug sich dann von den Versammlungen auf die Vereinigungen.

Es war mir nicht möglich, einwandfrei festzustellen, ob die von H. S. Yoxall begründete Lozell's Bible Class for Men unter dem Einfluß der Blackhamschen P. S. A. oder unabhängig von ihr entstanden ist. Yoxall sagte mir, seine Gründung sei nicht nur unabhängig von der Blackhams, sondern diese sei im Gegenteil von der seinen beeinflußt worden. Letzteres ist nun unmöglich, da Blackhams P. S. A. bereits 1875 begründet wurde, während Yoxalls Bible Class erst 1878 entstand. Obwohl West-Bromwich sehr nahe bei Birmingham ist, mag es jedoch möglich sein, daß die Lozell's Bible Class selbständig entstanden ist. Wie wir sahen, ist aber auch sie aus einer Sonntagsschule hervorgegangen, was ebenfalls auf viele andere der heute der Brotherhoodbewegung angeschlossenen oder ihr nahestehenden Vereinigungen zutreffen mag, die selbständig entstanden sind. Für das Verständnis all der Erscheinungen, die man heute unter dem Namen Brotherhoods zusammenfassen kann, ist es aber sehr wichtig zu wissen, daß nur ein Teil von ihnen unter dem Einfluß der Blackhamschen P. S. A. entstanden ist, während der andere Teil einen selbständigen Ursprung hat. Wie groß dieser Teil ist, kann ich nicht sagen, jedoch glaube ich nicht irre zu gehen in der Annahme, daß der weitaus größte Teil direkt oder indirekt auf das Blackhamsche Beispiel zurückzuführen ist. Was die Erforschung der Bewegung und das Verständnis der Erscheinungen der Gegenwart so erschwert, ist die Tatsache, daß nur ein Teil der — abhängig oder unabhängig von der Gründung Blackhams entstandenen — heutigen Bruderschaften der offiziell The Brotherhood Movement genannten, direkt aus der P. S. A.-Bewegung hervorgegangenen Organisation angeschlossen ist, während der andere Teil ein selbständiges Dasein führt. Dadurch darf man sich nämlich nicht verführen lassen, nur die ersteren als eigentliche Brotherhoods anzusehen oder heute noch zwischen Brotherhoods und P. S. A.s zu unterscheiden, wie es z. B. D. Johannes Herz *) tut. Viele Kirchen haben heute „Brotherhoods" d. h. Sonntagnachmittag-Versammlungen für Männer, die sie zum Teil anders nennen mögen, die aber wohl meistens im Wesentlichen denselben Charakter haben. Es ist also anzunehmen, daß da wenigstens in der Form überall ein Einfluß der Blackhamschen Bewegung vorliegt.

3. Ausbreitung, Entwicklung und Organisation

Nach dem Beispiel der Blackhamschen P. S. A. wurden ähnliche Versammlungen in großer Zahl begründet, in den ersten zehn Jahren (1875—1885) vor allem im Black Country, dem im Norden Birminghams gelegenen Hauptgebiet der englischen Kohlen- und Schwerindustrie. Vornehmlich die Freikirchen unter Führung der Methodisten gründeten solche „Männervereine" im Rahmen ihrer kirchlichen Arbeit. Da diese aber bei den Nonkonformisten nicht nur in den Händen der Geistlichen liegt, waren die Führer vorwiegend Laien. Das sicherte der Bewegung von vornherein eine gewisse Popularität bei solchen Arbeitern, die gegen die Geistlichen mißtrauisch geworden waren.

Im Jahre 1885 wurde die Y. M. C. A. (bei uns C. V. J. M. = Christlicher Verein Junger Männer), die in diesem Lande eine größere Bedeutung hat als bei uns, für die P. S. A.-Bewegung interessiert. Einem ihrer Reisesekretäre ist es zu danken, daß eine ganze Anzahl von solchen Männerversammlungen im Zusammenhang mit den Jünglingsvereinen gegründet wurde. Bezeichnend für die P. S. A. ist, daß sie von vornherein eine Massenbewegung war, denn bereits viele dieser ersten Vereinigungen hatten über 1000 Mitglieder. Die größten Säle und Kirchen der Fabrikstädte wurden von ihnen in Anspruch genommen. 1888 wurde die erste P. S. A. in London gegründet. Im nächsten Jahr folgte eine weitere Ausbreitung durch einen Vortrag, den John Blackham auf der Nationalversammlung der Congregationalistischen Kirchen hielt: viele Gemeinden dieser Denomination — die bekanntlich als selbständige Kirchen gelten — gründeten nun P. S. A.s. Jetzt wurde auch der Norden Englands erfaßt: Lancashire (mit Manchester und Liverpool, dem Zentrum der Baumwollindustrie), Cheshire und Yorkshire, und in den nächsten fünf Jahren verbreitete sich die Bewegung auch im Osten und Süden.

Diese große Ausbreitung brachte die junge Bewegung aber um 1890 in eine ähnliche Krise, wie sie das junge Christentum nach der ersten großen Ausbreitung erlebt hat: in die Gefahr der Verweltlichung. Der entschiedene religiöse Charakter, den John Blackham der Bewegung aufgeprägt hatte, trat zurück hinter dem Pleasant der Sunday Afternoon-Versammlungen, d. h. Unterhaltung wurde die Hauptsache. Wo man ernster gesinnt war, diskutierte man soziale Probleme in einer Weise, daß sich die P. S. A. in eine politische Versammlung zu verwandeln drohte. Außerdem hatte man vielerorten auch die Frauen mit herangezogen, was der Bewegung schadete, da gemischte Versammlungen nicht die Kraft bloßer Männerversammlungen bewährten und viele Männer wegblieben, weil sie sich in Gegenwart der Frauen gehemmt fühlten.

Es zeugt sehr für den guten Geist der Bewegung, daß man diese Gefahr rasch und energisch überwunden hat. Um die Frauen von der Bewegung nicht auszuschließen und doch die reinen Männerversammlungen zu erhalten, begründete die Gattin des Parlamentariers Theodor Taylor bereits 1891 in Batley (Yorkshire) eine Frauenversammlung, die nach dem Beispiel der P. S. A. A Pleasant Monday Evening, daher P. M. A. genannt wurde. Dies fand bald Nachahmung, und so entstanden vielerorten neben den Männervereinen Frauenvereine, während jedoch die gemischten Versammlungen durchaus nicht verschwanden. Daneben wurden viele Männervereine in bewußter Betonung ihrer Eigenart als Men's Own (erg.: Meeting d. h. eigene Versammlung der Männer) bezeichnet. Zu derselben Zeit entstand eine Wiedererweckung der ursprünglichen religiösen Triebkräfte und Ziele der Bewegung, was dadurch äußerlich in Erscheinung trat, daß man die P. S. A.s von nun an Brotherhoods — und die Frauenvereine oder P. M. A.s dementsprechend Sisterhoods — zu nennen begann. Damals wahrscheinlich wurde das Herrenwort Matth. 23, 8: „Einer ist euer Meister, Christus, ihr aber seid alle Brüder" zum Wahlspruch gewählt. Es ists bis heute geblieben. Jedenfalls trat von nun an dieser religiöse Gedanke in den Mittelpunkt, so daß alles soziale Wirken oder auch das fröhliche Beisammensein von hier aus verstanden wurde.

Zugleich strebte man nach einer Zusammenfassung der Bewegung in einer größeren Organisation. Auch

*) In seinem Bericht über eine englische Studienreise im Jahre 1910. Vgl. auch seine Abhandlung im „Protestantismus der Gegenwart" (S. 371 der ersten Auflage), die ich leider nicht berücksichtigen kann, da sie mir hier in England nicht zugänglich ist.

hier war John Blackham führend, der klar erkannte, daß die Reinhaltung der religiösen Ideale der Bewegung nur durch eine Zusammenfassung der einzelnen Gruppen möglich war, die eine dauernde Beeinflussung durch Konferenzen und Schriften garantierte. Er berief daher bereits 1893 eine Nationalkonferenz aller Bruderschaften nach London, bei der zwar das Problem der nationalen Zusammenfassung noch nicht gelöst werden konnte, von der aber doch die Anregung zur Bildung freier Föderationen der Bruder- (und Schwester-)schaften möglichst nach regionalen Grundsätzen ausging. Die Folge war, daß sich im Laufe der nächsten Jahre Zusammenschlüsse nach Grafschaften oder dem Umkreis der großen Städte vollzogen. Bis 1904 entstanden folgende Föderationen: 1893 Lancashire, Yorkshire und London, 1895 Warwickshire, 1901 Liverpool, 1903 Norwich, 1904 South Wales und Monmouth. Es war nicht so leicht, den Partikularismus zu überwinden und einen nationalen Zusammenschluß zu erreichen. Auch die auf die erste Londoner folgenden Konferenzen von Birmingham (1895, 1896 und 1900) und Leicester (1897) kamen noch zu keinem Ergebnis, und selbst ein für die Leicester-Konferenz fertiggestellter Entwurf mußte aufgegeben werden, da die Opposition zu groß war. Endlich, auf der Birminghamer Konferenz von 1905 wurde die Einsetzung eines Nationalrats beschlossen und ein Ausschuß mit dem Entwerfen einer Verfassung beauftragt, die dann auf der ersten Nationalen Jahresversammlung in London 1906 angenommen wurde. Seitdem gibt es eine nationale Organisation der Bruderschaftsbewegung, die bis zum Ende des Krieges The National Council of Brotherhoods genannt wurde.

Auf dieser ersten offiziellen Nationalkonferenz waren vertreten: 400 Bruderschaften, zusammengeschlossen in neun Föderationen mit zusammen etwa 200 000 Mitgliedern. Diese Zahlen betreffen aber nur England und Wales. Inzwischen hatte bereits 1898 Pastor Elie Gounelle einen französischen Zweig begründet, der später eine solche Bedeutung erlangt hat, daß Pastor Chastand in der Zeitschrift „The Brotherhood World" schreiben konnte, „daß die Brotherhoods den französischen Protestantismus gerettet und zum Leben erweckt haben und sein hellstes Juwel seien" (zitiert nach CW 1925 Sp. 848). Bald nach der Konsolidierung der Bewegung wurde nun eine internationale Mission größeren Stils unternommen, entweder in Gestalt von sogenannten Crusades (Kreuzzügen) — Vortragsreisen englischer Führer der Bewegung, Reisen einer ganzen Anzahl von englischen Brüdern in eine zu „erobernde" Stadt *) — oder durch Entsendung von Abordnungen zu ausländischen Konferenzen. Nur die wichtigsten dieser Unternehmungen: Paris (1908 und 1911), Brüssel (1909, 1910 und 1913), außerdem andere Städte Nordfrankreichs und Belgiens, Köln und Schweiz (1910), Holland und Canada (1911 und 1912), Vereinigte Staaten (1913). Hier bricht mit dem letzten bisher erschienenen Jahrbuch (von 1913/14) die Berichterstattung ab. Doch kann man dort (p. 37 f.) nachlesen, welche erstaunliche Missionsarbeit allein in diesem letzten Vorkriegsjahre geleistet wurde. Dasselbe Jahrbuch gibt auch einen Eindruck von der internationalen Ausdehnung der Bewegung kurz vor Ausbruch des Krieges, denn es berichtet von Zweigen in den Vereinigten Staaten, in Britisch Westindien, in der Schweiz, in Dänemark, Italien, Frankreich und Deutschland **), sowie in Südafrika, an der Goldküste, in Australien und Neuseeland. Es waren daher auch auf den Jahresversammlungen des englischen Zweiges in den letzten Jahren vor dem Kriege Vertreter verschiedener ausländischer Zweige, darunter u. a. auch Wilfred Monod anwesend. Auf der Jahresversammlung von 1913 war die englische Bewegung vertreten mit 36 Föderationen, 1663 Vereinigungen und 242 682 Mitgliedern. Da aber eine beträchtliche Anzahl von Bruderschaften und verwandten Vereinigungen bis heute der nationalen Organisation nicht angeschlossen ist, wurde ihre Gesamtzahl bereits 1910 auf 2000 Vereinigungen mit über einer halben Million Mitgliedern geschätzt, während eine Statistik im Jahrbuch von 1910 rund 1400 organisierte Vereinigungen zählt (davon 950 Bruderschaften, 100 Schwesternschaften und 350 gemischte Vereinigungen) mit über 350 000 Mitgliedern. Im Jahre 1912 entwarf man einen großen Missionsfeldzug im eigenen Lande für Herbst 1914, für den zwei Jahre lang Vorbereitungen getroffen wurden.

Diese ganze blühende Entwicklung wurde durch den Weltkrieg — wie so vieles andere Gute in der Welt — jäh abgebrochen. Eine Bewegung, die immer noch vorzugsweise die Männer anging, mußte notwendigerweise besonders schwere Einbuße erleiden, zumal seit im Winter 1915/16 die allgemeine Kriegsdienstpflicht auch in England eingeführt war. Die Männer zogen in solchen Scharen ins Feld, daß viele Bruderschaften ganz eingingen, andere nur ein kümmerliches Dasein fristeten. Ebenso mußten die Zeitschriften — über deren damaligen Bestand übrigens nichts Genaues ausfindig zu machen ist (bezeugt sind: The Leader, seit 1900, The Brotherhood World und The Brotherhood Journal), — ihr Erscheinen einstellen. Daß ihr Glaubensbekenntnis zur universalen Bruderschaft aller Menschen sie eigentlich zum Zeugnis gegen den Krieg, sogar durch Aufruf zur Kriegsdienstverweigerung, hätte führen müssen, vergaß die Bruderschaftsbewegung in der Kriegspsychose ebenso sehr wie die Kirche und die Sozialdemokratie. Doch richtete sie nach dem Beispiel der Quäker auf dem Kontinent ein Hilfswerk ein, durch das etwa 75 000 Pfund Sterling, d. h. 1½ Millionen Mark, in Geld und Gütern vor allem in Belgien und Nordfrankreich verteilt wurden.

Der Rückschlag, der mit dem Ende des Krieges kam, als auch in den Siegerstaaten die Ernüchterung nach dem Siegesrausch einsetzte und alle Welt erkannte, daß dieser Krieg fast nichts genützt aber unendlich viel geschadet hatte, weckte wie überall so auch in England einen leidenschaftlichen Willen zur Wiedergutmachung. Das Erwachen des christlichen Gewissens, das die vorher verketzerten Kriegsdienstverweigerer zu Helden werden ließ, rief eine gewaltige Propaganda für Völkerbund, Versöhnung und internationale Zusammenarbeit hervor. So erhielt auch die Bruderschaftsbewegung in England einen neuen Anstoß: 1919 wurde eine neue Zeitschrift: The Brotherhood Outlook gegründet, die gegenwärtig im neunten Jahrgang erscheint. Die Jahresversammlungen wurden wieder aufgenommen, und die nationale Organisation wurde ins Vereinsregister eingetragen unter dem Namen: The Brotherhood Movement. Zugleich wurde auch der internationale Zusammenschluß vollzogen zur World Brotherhood Federation.

Seitdem arbeitet die Bewegung sich kräftig — wenn auch nur allmählich — wieder empor. 1925 feierte sie ihr 50 jähriges Bestehen, wozu ihr viele anerkennende Schreiben zugingen, u. a. vom König, dem Erzbischof von Canterbury, von Baldwin, Lloyd George, Lord Oxford (Asquith) und den Arbeiterführern Arthur Henderson und Philipp Snowden. So hat es allen Anschein, als ob die Bewegung unter öffentlicher Anerkennung einer aussichtsreichen Zukunft entgegenwachse.

Gießen-Birmingham

Justus Ferdinand Laun

*) So reisten im Sommer 1910 über 250 Mitglieder englischer Bruderschaften und Schwesternschaften nach Nordfrankreich (jedes auf seine eigenen Kosten), um durch Demonstrations-Versammlungen die Botschaft der Bruderschaft zu verkündigen.

**) Als Vertreter wird Dr. Werner Picht, damals in Straßburg, angegeben. Wie mir D. Johannes Herz brieflich mitteilt, hat er auf Grund seiner Berührung mit der englischen Bewegung auf seiner Studienreise „in Chemnitz im Jahre 1912/13 einen Versuch mit solchen erbaulichen Männerversammlungen am Sonntagnachmittag in einem Restaurationssaal (!) gemacht, der dann allerdings in der Kriegszeit aufgegeben werden mußte".

Von der Kölner „Pressa"

Gegenüber dem alten heiligen Köln mit seiner schön und scharf geschnittenen Silhouette liegt auf dem rechten Rheinufer in einer Längsentwicklung von drei Kilometern die Pressa mit ihren streng gradlinigen, lang- und hochgezogenen Ausstellungshallen, eine ganz moderne Bauanlage. Zwei mächtige Rheinbrücken verbinden die altehrwürdige Stadt mit dieser neuen Welt. Eine katholische Sonderschau steht wie ein Torwächter am oberen Eingang in die Ausstellung; die evangelische Schau bildet ihren ernsten Abschluß da, wo die Ladenstraße in den üblichen Vergnügungspark führt.

Ein Berichterstatter wird gut daran tun, mit seinem Urteil über Zweck und Erfolg derartiger Ausstellungen zurückzuhalten; die Auffassungen über deren Sinn und Wert waren von jeher sehr geteilt, woran auch die fortgesetzt erscheinenden Artikel der Ortspresse nichts ändern werden. Und es braucht wohl kaum besonders gesagt zu werden, daß — zumal bei dem verhältnismäßig geringen uns zur Verfügung stehenden Raum — eine auch nur einigermaßen erschöpfende Behandlung des überreichen Stoffes nicht erwartet werden kann. Ich werde versuchen, unter drei Gesichtspunkten meine Eindrücke und Gedanken in möglichster Kürze zusammenzufassen: dem kulturgeschichtlichen, dem religiösen und dem internationalen, weil unter diesen Exponenten Breite und Tiefe des Gebotenen in seiner charakteristischen Prägung vielleicht am besten verstanden und gewürdigt wird.

1

Darin pflichten wir dem wiederholt gehörten Urteil bei, daß der kulturgeschichtliche Teil entschieden als der gelungenste bezeichnet werden darf, nicht vielleicht so sehr infolge der Fülle des Stoffes, als vielmehr wegen der Anschaulichkeit und der Hervorhebung des Charakteristischen in dem vielumfassenden Überblick über die Entwicklung des Nachrichtenwesens von den Anfängen im Altertum bis zur Ära Bismarcks. Rundgänge durch die in weitem Viereck um eine farbenfrohe gärtnerische Anlage errichteten Ausstellungshallen erfordern ein vielstündiges Studium, wenn man im Geiste die Jahrhunderte durchwandern will von den frühen, fremden Kulturen über die abendländischen Schriftformen in ihrer deutlichen Wiedergabe auf großen Wandtafeln durch Gutenbergs Schaffenszeit, die Periode der deutschen Klassiker, der französischen Revolution bis hin zum großen deutschen Kanzler. Der Spruch, der den Eintretenden grüßt, will gleich die rechte Stimmung wecken:

Hab Andacht! Schreiben
ist Geist beleiben.
Schrift ist die Pforte
zum Geist und zum Worte —
geh' fromm die Pforte!

Das Volk der Chinesen hatte schon vor 1700 Jahren seine eigene Zeitung, während bei uns das Lied der Bänkelsänger und Landsknechte als Nachrichtenmittel von Ort zu Ort zog, oft begleitet vom drastisch gemalten Bilde und dem beim Volke beliebten Guckkasten. In deutschen Landen führte der Weg zur Zeitung über den Brief, dem man wohl auch geschriebene Zettel beizufügen pflegte für die Öffentlichkeit. Das alte Nürnberg besaß die größte Avisenschreiberei und erhielt Nachrichten aus aller Welt, um sie von da aus zu verbreiten. Geschnittene, dann gegossene Buchstaben bahnten dem Lebenswerk Gutenbergs den Weg; wer die Pressa besucht, wird auch die alten Gutenbergjünger in ihrer Werkstatt an der Arbeit sehen. Die Reformation Luthers öffnet der neuen Kunst ein weites Gebiet der Betätigung und der künstlerischen Gestaltung. Der ganze Nachrichtenverkehr wird neu. Die Länder Europas wetteifern miteinander im Ausbau des Zeitungswesens, und schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts übernimmt die Post die Zustellung der Blätter an die Leser. Der 30jährige Krieg hat auch auf diesem Gebiete starken Rückgang im Gefolge. Das 18. Jahrhundert bringt die sogenannten Intelligenzblätter, die künstlerisch ausgestattete Annonce und von England herüber die moralischen Wochenschriften; die Fachpresse (Mode, Physik, Staatswissenschaft, Medizin, Kunst) beginnt ihren Siegeslauf, Deutschland zählt bereits 30 bedeutende Verlagsorte. Die Zeit der großen deutschen Klassiker beginnt — nicht ohne Ehrfurcht betrachtet der Besucher die Erstausgaben ihrer Werke oder liest auch die handschriftliche Aufstellung, aus der wir genau ersehen, was Schiller vom Cottaschen Verlag für seine Werke bezogen hat.

Die Freunde der Geistes- und Gewissensfreiheit werden etwas länger in dem Raum verweilen, der in anschaulichster Weise die Arbeit der Zensur vor Augen führt, da man die Toten sagen ließ, was die Lebenden nicht sagen durften. Interessante Kurven verdeutlichen den Auf- und Abstieg der Herrschaft der Zensur während der französischen Revolution, unter Napoleon und unter dem Zensor der Zensoren Metternich. Auch Luthers Schriften wandern aufs neue auf den Scheiterhaufen, die geistliche Zensurbehörde sorgt für den Anschlag der verbotenen Bücher an den Kirchentüren, und ein im Jahre 1765 erschienener daumendicker Katalog verbotener Bücher aus dem Hof- und Staatsarchiv in Wien zeigt neben einer Fülle von Einzelverboten, wie damals der Kurs ging: „das Auge des Gesetzes" wachte, und es wachte scharf. Es ist bezeichnend für den damals herrschenden Geist, daß man dem Raum, der das Zensurwesen beherbergt, die Form eines großen Sarges gegeben hat. Wenn auch der Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar am 12. März 1816 die Präventivzensur aufhob, so konnte es doch geschehen, daß die Wiener Hofkanzlei noch 1839 die Schrift Luthers „An den christlichen Adel deutscher Nation" verbot. Auch der Weg der geistigen Kultur stellt keine stetig ansteigende Linie dar. Parlamentarische Berichte durften nur auf Grund offizieller Mitteilungen gedruckt werden. Darum sind auch Überschriften wie „Der geplagte Redakteur" oder „Die Druckpresse im Zeichen des Krebses" durchaus zeitgemäß, und die Zeit deutscher Reaktion wird in den zehn Aktenstücken über die Amtsentsetzung des Professors Hoffmann von Fallersleben (1843) wieder lebendig. Nachdem das sächsische Ministerium des Innern vom 9. März 1848 bis zum 15. des kommenden Monats die Zensur aufgehoben hatte, wird schließlich der Zensor begraben. Gute Karikaturen halten die Erinnerung an jene unerfreulichen Zeiten lebendig.

Daß zwischen allem dem der Fortschritt im Bau der Druckpressen in großen Modellen dem Besucher vor Augen geführt wird, sei nur nebenbei erwähnt. Das moderne Zeitungswesen ist ins Große gewachsen. Gewaltige Holzmengen dienen zur Herstellung des nötigen Papiers; der Lesestoff wird unübersehbar. Wenn man nur nicht immer wieder den Eindruck hätte, daß ein Weniger auf diesem Gebiete vielleicht ein Mehr für die wahre Kultur unseres Volkes bedeuten würde! Bei der Vielseitigkeit der modernen Zeitung ist diese bereits als Sammlung von geschichtlichem Urkundenmaterial in den Bereich der Wissenschaft gerückt; ein Musterzimmer eines zeitungswissenschaftlichen Instituts veranschaulicht die Art solcher Forschung. Daß die deutsche Presse im Ausland in den abgetretenen Gebieten, die kontinentale deutsche Auslandspresse, die sich ganz selbständig entwickelt hat, wie auch die deutsche Überseepresse gebührende Berücksichtigung gefunden hat, trägt zur Vervollständigung des Ganzen bei. Eine Menge von Urkunden, Zeitungsblättern, Ministerialerlassen — unter ihnen geschichtlich denkwürdige Stücke aus dem Staatsarchiv, die man sonst nicht zu Gesicht bekommt — erläutern das Verhältnis von Land und Reich zur Presse in unserer Zeit. Auch das Kapitel

„Frau und Presse“ hat gebührende Berücksichtigung gefunden; führende Frauen, ihre Worte und ihre Lebensarbeit kommen zu Wort: „Die Frau will nicht nur äußerlich die gleichen Möglichkeiten haben, zu wirken, am Leben teilnehmen, sondern sie will in dieses Leben ihre eigenen Werte tragen, sie will dadurch eine soziale und sittliche Gesamtanschauung schaffen, in der ihre Maßstäbe dieselbe Geltung haben wie die des Mannes“ (Helene Lange).

2

Bereits bei dem Gesagten trat der Einschlag des religiösen wie des internationalen Momentes in das kulturelle Gebiet immer wieder in Erscheinung, wie überhaupt diese drei Gebiete stofflich nie rein zu scheiden sind, sondern nur betonte Gesichtspunkte für unsere Betrachtung darstellen. Insofern haben vielleicht die Kreise, welche eine Beteiligung der evangelischen Kirche an der Presse forderten, Recht, daß die Kirche des Wortes auf einer Presseausstellung nicht fehlen dürfe, ganz abgesehen davon, daß die großen modernen Weltanschauungskreise sämtlich und zum Teil in geradezu marktschreierischer Weise zu Wort kommen. Trotzdem haben Manche — und es sind vielleicht gerade die tief Empfindenden — ihren ausgesprochenen oder unausgesprochenen Protest gegen eine evangelisch-kirchliche Beteiligung bis zur Stunde aufrecht erhalten.

Bei den Bejahern dürfte die Haltung der katholischen Kirche nicht ohne Einfluß auf ihren eigenen Entschluß gewesen sein. Der Katholizismus fand sich verhältnismäßig schnell und leicht in Situation und Aufgabe, zumal die alte Deutzer Abteikirche, in geschickten baulichen Zusammenhang mit der katholischen quadratischen Sonderschau gebracht, einen fast idealen architektonischen Auftakt zu dem bietet, was dem Besucher weiterhin noch geboten wird. Auch für den, den sein Beruf täglich zu innerer Auseinandersetzung mit römischem Wesen und Geist zwingt, ist diese Schau Achtung und Ehrfurcht gebietend. Der vom internationalen katholischen Pressakomitee herausgegebene Sonderführer ist nach Illustration und Inhalt erschöpfend. Kein Gebiet der katholischen Glaubenswelt, das nicht entsprechende Berücksichtigung gefunden hätte — ganz abgesehen davon, daß die bauliche Anlage für sich eben eine katholische Anlage darstellt, welche zu jedem Besucher diese katholische Sprache spricht. Es ist Alles missionarisches Wirken für den katholischen Gedanken, wie auch der große Missionsglobus die katholischen Gebiete rot, die schismatischen (das sind vor allem die protestantischen) schraffiert gezeichnet trägt. Man will die große Aufgabe lösen, „sichtbar darzustellen, wie die Kirche ihre göttliche Aufgabe unter den Menschen in allen Zeiten, Zonen und Zungen auch durch das geschriebene und gedruckte Wort zu verwirklichen sucht“. Museen und Archive gaben wertvolle Handschriften, Werke und Stücke kirchlicher Kunst heraus. Alte Bibeln und Leben von Heiligen, Liturgik und geistliche Dichtung, Kirchenmusik und Erbauungsliteratur wie vor allem die Regeln der großen Mönchsorden mit wertvollem Illustrationsmaterial bieten für Vertraute und kirchengeschichtlich Interessierte reichlich Gelegenheit zum Studium. Bezeichnend für den internationalen Geist Roms ist u. a. die Unterbringung der katholischen Auslandspresse zusammen mit der des Inlandes in einem und demselben Raum, was „sinnfällig das starke Gemeinschaftsgefühl zum Ausdruck bringt, das die katholische Presse der verschiedenen Länder über die Pflege ihrer besonderen nationalen Aufgaben hinaus umspannt“. Besondere Beachtung verdient die hohe Glasrotunde, in deren Mitte die „Immakulata“ auf einer Säule thront, während die Glasscheiben die Namen der Päpste des 19. Jahrhunderts tragen mit den göttlichen Verheißungen des Papstdogmas — ein Protest der Kirche gegen den Zersetzungsprozeß des Menschentums, durch den sie der Lehre von der natürlichen Güte des Menschentums die Lehre von der gnadenhaften Erhöhung in der unbefleckten Empfängnis, und der Lehre von der Selbstherrlichkeit des Menschen das Dogma von der Stellvertretung des Gottmenschen in der Unfehlbarkeit des Nachfolgers Petri gegenüberstellt, wie der Bearbeiter dieses Kapitels sagt.

Die jüdische Sonderschau, der evangelischen benachbart, birgt in einem modern stilisierten Hause wertvolle Thoraausgaben mit schwer gestickten Thoramänteln und die älteste Talmudhandschrift in gut gelungener Wiedergabe, eine Darstellung der Bestrebungen des Zionismus sowie eine Abteilung für das jüdische Schrifttum und Kunstgegenstände aus dem israelitischen Kultus.

Und nun zur evangelischen Gemeindeburg und ihren Umbauten! Ob der Ausdruck für die kupferumkleidete, aus Stahl und Buntglas gebaute Kirche, eine Schöpfung Professor D. Bartnings, glücklich gewählt ist, sei dahingestellt. Wer, durch die Zeitungsstraße kommend, plötzlich vor diesem zweifellos originellen Bau steht, läßt zunächst das Ganze auf sich wirken. In seiner Umfassung, über welche der eigentliche Kirchenraum mit den beiden stumpfen Türmen und dem alles überragenden schlichten Kreuz wuchtig emporstrebt, erinnert die Gesamtanlage mutatis mutandis an ein siebenbürgisches Kirchenkastell, nur mit dem Unterschied, daß hier nicht mit Steinen gebaut worden ist. Der Schöpfer selbst hat bei der Weihefeier in echt künstlerischer Weise die Idee entwickelt, aus der die schlichte Anlage mit ihrem parabelförmigen Grundriß herausgewachsen ist, und die Berichte von Bausachverständigen bringen im Wesentlichen eine künstlerische und religiöse Rechtfertigung dieser neuesten evangelischen Kirche. Durchaus gelungen erscheint mir die Geschlossenheit des Innenraumes, in dem keine Säule den Blick der Andächtigen auf das Kanzelpult und auf den über dem Altartisch erhöhten Kruzifixus hemmt. Orgel mit Sängerbühne führen im Rücken der Gemeinde aufwärts; bei der Neuartigkeit des Baumaterials war eine andere Stellung ausgeschlossen.

Der Kirchenbesucher braucht viel Zeit, gesammelt und stille zu werden; mir ist es trotz wiederholter Besuche nicht gelungen. Der „aus dem körperlosen Werkstoff des Glases gebildete Raum“ läßt zunächst die gesuchte Sammlung nicht aufkommen. Und wenn man von einem „Mysterium des Lichtes“ in dieser Kirche gesprochen hat, ja sogar von einer „Sublimierung der Baugedanken der Gotik“, so muß demgegenüber mit aller Deutlichkeit betont werden, daß auch für den modernen Menschen, und gerade für ihn erst recht, wenn er aus den verwirrenden und bedrängenden Eindrücken der Außenwelt die heilige Stille eines Gotteshauses sucht, der alles beherrschende erste Eindruck der der Ruhe und Einfachheit sein muß, der nicht das Auge über Hunderte bunter Glasscheiben suchend irren läßt, bis daß es schließlich wachend sich schließt, um im Heiligtum innerer Stille anbeten zu können vor Gott, dem Vater im Verborgenen. Um der Wahrhaftigkeit willen mußte ich das sagen. Ich schweige über die bildlichen Darstellungen in der Glasmalerei; wer sucht, findet Einiges; mir ist das Meiste dunkel geblieben und ließ Unbefriedigtsein zurück. Die stilisierte Christusgestalt mit ihren modernen Linienführungen dürfte für schlichte Menschen viel Fremdes an sich tragen. Was würde Albrecht Dürer dazu wohl sagen? Ob es ferner nötig war, einen Mittelgang zum Altar zu legen? Die durch die Grundrißführung geschaffene Einheit wird dadurch nur getrübt. Auch werden Manche infolge Verwendung der hohen senkrechten Eisenträger, welche das Kupferdach tragen helfen, etwas die durch anderes Material von selbst gegebene Wärme vermissen.

Wenn wir bei der Kirche einige Bedenken nicht unterdrücken konnten, so müssen wir den der Kirche unterbauten Gemeindesaal als wohlgelungen bezeichnen: einfach, hell, geräumig, mit bester Raumausnutzung.

Den inneren Zusammenhang zwischen evangelischer Schau und Pressagedanken stellen die Ausstellungshallen

dar, welche quadratisch das Kirchenzentrum umrahmen. Ist schon im Innern der Kirche an den für den Chor bestimmten Plätzen eine wertvolle Sammlung von Gesangbüchern der verschiedenen Jahrhunderte seit Luther untergebracht, so bergen die anstoßenden Hallen außerordentlich reichhaltige Zusammenstellungen evangelischen Schrifttums aus den verschiedenen Arbeitsgebieten: Innere Mission, Kampf gegen Schmutz und Schund, Volksmusik und Laienspiel, Volksbildung und soziale Arbeit und vieles Andere, während in dem Saal die Charakterköpfe eines Newton, Kant, Goethe, Rembrandt, Bach, Luther, Gustav Adolf und vom Stein herabgrüßen und eine besondere Ehrenhalle dem Gedächtnis der großen Reformatoren gewidmet ist. Auch der ökumenische Gedanke, der die Christenheit bewegt, kommt durchaus zu seinem Rechte. Alles in Allem wird man, wie die Dinge gegangen sind, sagen müssen, daß der Protestantismus in dieser Gesamtdarstellung modernen Kulturlebens nicht fehlen durfte.

3

Zum Schluß noch Einiges über den internationalen Gedanken auf der Ausstellung. Sahen wir auf allen Ausstellungsgebieten die Fäden mit dem Ausland bereits geknüpft, so läßt das sogenannte Staatenhaus eine stattliche Reihe fremder Nationen zu dem Kapitel Presse noch besonders das Wort nehmen. Auch auf diese Weise wird die Notwendigkeit geistiger Zusammenarbeit vor aller Augen offenbar und der Gedanke des Friedens in der Welt seiner Verwirklichung näher geführt. Das charakteristische Merkmal dieser geistigen Völkerschau ist die jedem Land und Volk eigentümliche Formgebung für sein Wirken in Wort und Schrift. Darum ist jeder Raum anders wie der andere. Man gehe hindurch und schaue die mannigfachen Ausdrucksformen, welche der Geist der Nationen sich schuf: das stolze Spanien, das durch seine wundervollen Gobelins einen kostbaren Rahmen um die Erzeugnisse seiner Pressekunst legte, die Schweiz, das zeitungsreichste Land der Erde, in dem der Charakter des Zeitungsbildes in den letzten hundert Jahren so gut wie gar nicht sich verändert hat, wo auf nicht ganz vier Millionen Einwohner nicht weniger als 3137 Zeitungen und Zeitschriften kommen, Frankreich mit seinen documents retrospectifs, Norwegen, das seine Eigenart durch drei mächtige Wandgemälde „Fischerei", „Gebirge", „Wasserfall", dem Beschauer vor Augen führt, Rußland mit der Sowjet-Presse, die „auf der Wache des sozialistischen Aufbaues steht", das Lenins Werke in 50 Sprachen in die Welt ausgehen läßt, — und wir ahnen etwas von der erobernden Macht der Gedanken, welche der elektrische Funke über die Erde und im gedruckten Wort bis in ferne Dörfer trägt.

Von Manchem kaum beachtet oder übersehen liegt noch ein denkwürdiges Haus; es trägt den Namen „Ostpreußen". Bewegten Herzens durchschreiten wir seine Räume. Hindenburgs Büste sieht den Eintretenden ernst an. Wir lassen es uns sagen, daß Ostpreußen für 5¼ Millionen Menschen das Brot liefert, und lesen es auf der Karte ab, wie man am schnellsten von West und Süd nach dort kommt. Schön ist es auch dort — in der alten Stadt wie am Strand des Meeres — das sagen uns die gelungenen Lichtbilder an den Wänden. Auch die ostpreußische Presse hat ihre Geschichte, und die Königsberger „Allgemeine" ihre In- und Auslandkorrespondenten. Unter den ostpreußischen Köpfen sieht uns am eindringlichsten Immanuel Kant an. Und gerade bevor ich ins Freie trete, fällt mein Blick noch auf seine Schrift „Zum ewigen Frieden". Sie erschien 1795. Alles Geschehen ist Weissagung und Erfüllung für die Wartenden.

Köln Karl Becker

Die Unterschätzung der kirchlichen Sitte im Protestantismus

Die Auseinandersetzung über den Kirchenbesuch der Religionslehrer, wie sie in der CW geführt wurde (vgl. Nr. 11 und 13) wirft ein interessantes Licht auf eine Frage, die von viel größerer Bedeutung ist, als ihr im Allgemeinen zugestanden wird. Es ist die Geringschätzung der kirchlichen Sitte im Protestantismus. Es stimmt zum Nachdenken, wenn die Forderung, daß der Religionslehrer sich als Glied seiner Kirche fühlen und das auch äußerlich in Erscheinung treten lassen soll, auf energischen Widerspruch stößt und unter Berufung auf das Evangelium abgelehnt werden kann; oder wenn man es gar der Kirche verdenkt, daß sie sich gegen das Überhandnehmen des Sportes am Sonntag Vormittag zu wehren versucht. Für die katholische Kirche besteht diese Frage gar nicht als Frage, weil für den Katholiken der Besuch der sonntäglichen Messe religiöse Pflicht ist, deren Unterlassung als Sünde beurteilt wird!

Es ist leicht, diesen Standpunkt des Katholizismus als äußerliche Gesetzlichkeit, die dem wahren Verständnis des Evangeliums nicht entspreche, zurückzuweisen. Aber damit ist das Problem keineswegs erledigt, wenigstens nicht für den, der weiß, was die Macht der Gewohnheit, die geregelte Übung und feste Sitte nicht nur für das Äußere, sondern auch das Innere des Menschen, auch des religiösen Menschen bedeuten. Führt die Ablehnung der „alttestamentlichen" und „katholischen" Gesetzlichkeit in ihren letzten Konsequenzen nicht allzu leicht zur Auflösung aller kirchlichen Gemeinschaft, ja der Glaubensgemeinschaft überhaupt, die ohne gemeinsamen Kultus nicht denkbar ist? Die leeren Kirchen in vielen Gegenden unseres Vaterlandes legen davon erschreckendes Zeugnis ab; und es ist kein Zufall, daß der Westen Deutschlands, in dem die evangelische Minderheit in starkem Konkurrenzkampf zur römischen Kirche steht und wo sich die reformierte Tradition mit ihrer stärkeren Betonung des Gesetzes geltend macht, im Ganzen hierin verhältnismäßig günstig abschneidet.

Es handelt sich hier nicht nur um äußerliche Dinge. Äußerliches Kirchengehen, gewohnheitsmäßige Beteiligung am kirchlichen Leben oder am Leben einer „Gemeinschaft" usw. macht gewiß allein Niemanden zu einem frommen Christen. Darüber wird unter denen, die auf dem Boden reformatorischer Glaubensauffassung stehen, kein Zweifel sein dürfen. Glaube, Berührung des Menschen mit Gott ist Gottes Geschenk, das Werk seines Geistes, die Tat seiner schöpferischen Freiheit. Aber darf uns das dahin führen, die Bedeutung der religiösen Sitte, des gewohnheitsmäßigen Kirchgangs, der regelmäßigen Hausandacht, des regelmäßigen Gebetes zu unterschätzen? Es ist für jeden Psychologen, der mit dem Phänomen der Suggestion vertraut ist, heute selbstverständlich, daß alles religiöse Leben, das der Erwachsenen und Kinder, nicht im luftleeren Raum entsteht, sondern durch Erziehung und Vorbild in uns geweckt wird. Das gilt nicht nur von der religiösen Glaubens- und Vorstellungswelt, sondern auch vom religiösen Verhalten, selbst vom Innersten der Religion, vom Gebet. Innerhalb gewisser Grenzen ist Religion lehrbar, anerziehbar, und die Gewöhnung an feste religiöse Sitte ist von entscheidender Bedeutung für das religiöse Leben, nicht nur des Kindes, sondern auch des Erwachsenen. Das weiß man in der katholischen Kirche besser als bei uns, und es ist höchste Zeit, daß wir uns wieder darauf besinnen. Wer Gelegenheit hat, mit wirklich frommen Katholiken in innere Berührung zu kommen, wird oft überrascht durch die tiefe Innerlichkeit ihres religiösen Lebens — eine Warnung für uns, allzu schnell mit pharisäerhafter Überhebung über die „Gesetzlichkeit" des Katholizismus hinwegzugehen. Wenn ich an meine Jugendzeit zurückdenke, so erinnere ich mich ganz besonders mit Dankbarkeit an die regelmäßigen Hausandachten im Eltern-

hause, der ich die Vertrautheit mit der Frömmigkeit unserer Gesangbuchlieder verdanke; manch tiefer und bleibender Eindruck ist davon auf mich ausgegangen. Noch heute danke ich meinem Vater, daß er mich zu regelmäßigem Gottesdienstbesuch angehalten hat; ohne Zwang ist keine Erziehung möglich, auch keine religiöse — er muß nur mit Weisheit und Liebe angewandt werden. Daß dieselbe Jugend, die Sonntagsmorgens den Gottesdienst um des Fußballspiels willen versäumt, sich Sonnabendabend selber Erbauungsstunden hält, ist nicht sehr wahrscheinlich; ich für meinen Teil glaube auch nicht, daß der Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit da besonders geübt wird, wo man sich möglichst von allem, was Kirche und Pfarrer heißt, fern hält. Wenn man auch ohne Pfarrer und Gottesdienst die Berührung mit dem Ewigen haben kann, so ist damit noch nicht gesagt, daß die, die die äußeren Formen kirchlichen Lebens mißachten oder ihnen gleichgültig gegenüberstehen, sie wirklich haben. Man wird gut tun, hier nicht zu große Erwartungen zu hegen; damit erhebt man noch nicht den Anspruch, Herzenskündiger zu sein. Die Mehrzahl der Menschen kann jedenfalls für ihr religiöses Leben die Gewöhnung an feste religiöse Sitte nicht entbehren und braucht die Gemeinschaft und ihren Kultus. Und es wird Wenige geben, denen solche Gewöhnung nicht heilsam ist. Unser Leben setzt sich nun einmal zu neun Zehnteln aus Gewohnheiten zusammen. Wer nicht regelmäßig betet, wird in den meisten Fällen aufhören, überhaupt zu beten. Darin haben die recht, die auf evangelischem Boden nach einem neuen Mönchtum rufen, so wenig wir das katholische Vorbild einfach kopieren können und sollen.

Sollte vollends der Gedanke des allgemeinen Priestertums der Gläubigen dazu verwandt werden dürfen, die Loslösung von der kirchlichen Sitte zu rechtfertigen? Lehrt Luther, auf den dieser Gedanke zurückgeht, nicht auch in seinem Katechismus, daß „wir die Predigt und sein Wort nicht verachten" sollen? Er war auch der letzte, der sich über die religiöse Unmündigkeit der Masse, „des großen Haufens", irgendwelchen Täuschungen hingegeben hat. Wer ohne Illusionen die Wirklichkeit sieht, wie sie ist, weiß, daß es inzwischen nicht viel anders geworden ist. Folgen wir ihm also nicht nur in seinen Idealen, sondern auch in der Energie, mit der er — für seine Zeit wahrlich in umfassender Weise — die religiöse Erziehung des Volkes in Angriff genommen hat! Reden wir darum auch nicht von der „Volkskirche" als einer Wirklichkeit — in Wahrheit ist der Einfluß der Kirche auf das Volksleben äußerst gering — sondern als einer Aufgabe, die uns gestellt ist, nämlich der, daß wir das gesamte Volksleben mit den Lebenskräften des Evangeliums durchdringen sollen! Auch unter den denkbarsten günstigsten Verhältnissen ist diese Aufgabe nur in ganz bescheidenem Maße zu lösen; aber darum sollen wir nicht auf sie verzichten. Vergessen wir auch nicht, daß zu den „Gläubigen" in Luthers Sinn wahrlich nicht ohne weiteres jedes konfirmierte Glied der Landeskirche gehört, sondern der Christ, der im Glauben und Gebet vor Gottes Angesicht steht und d a r u m eines menschlichen Mittlers nicht mehr bedarf! Wie aber soll der Christ zu solcher Mündigkeit gelangen, wenn er sich dem Einfluß der religiösen Gemeinschaft, die ihn zu solchem Glauben erziehen will, von vornherein entzieht?

Wir evangelischen Christen haben allen Grund, den Wert fester kirchlicher Sitte und regelmäßiger religiöser Übung zu betonen; die Veräußerlichung, die sie im Gefolge haben kann, ist in den meisten Fällen das kleinere Übel, und in der Gegenwart ist diese Gefahr für uns wahrlich nicht zu groß. Die fortschreitende Industrialisierung unserer Bevölkerung, die ständig größer werdende Unruhe unseres Lebens bewirkt das Gegenteil: Die Familien, in denen regelmäßiges Tischgebet gesprochen wird, regelmäßiger Gottesdienstbesuch eine Selbstverständlichkeit ist, werden immer seltener. Von der Hausandacht ganz zu schweigen! Auch wer von der Unzulänglichkeit unseres — und alles — kirchlichen Lebens überzeugt und von jeder engherzigen Gleichsetzung von Christlichkeit und Kirchlichkeit weit entfernt ist, kann diese Entwicklung nicht als segensreich ansehen. Der Einzelne freilich kann wenig dagegen tun. Die Zerstörung des Familienlebens durch die Arbeitsverhältnisse der Großstadt, der Anreiz der unzähligen Vergnügungsveranstaltungen, die Wirkungen der sozialistischen religionsfeindlichen Propaganda — an der auch vereinzelte religiöse Sozialisten nichts ändern —, lassen sich nicht von heute auf morgen beseitigen. Aber man kann doch die ganze Entwicklung nur mit tiefem Schmerze sehen. Das Hinschwinden der religiösen Sitte läuft — wenigstens im Großen und Ganzen — dem Rückgang des religiösen Lebens parallel; und keine noch so ergreifende Bekehrungspredigt, auch keine noch so hingebende seelsorgerliche Wirksamkeit einzelner Pfarrer kann wieder gut machen, was durch das Abbröckeln der religiösen Sitte vernichtet wird. Der katastrophale Geburtenrückgang redet hier eine besonders deutliche Sprache. Denn der Rückgang des religiösen Lebens bedeutet Aufgabe der religiösen, d. h. asketischen Haltung zur Welt, fehlende Opferbereitschaft, ohne die der Wille zum Kinde nicht möglich ist, und hat gesteigerten Rationalismus und gesteigertes Verlangen nach Lebensgenuß zur Folge. Was das bedeutet, sehen wir täglich vor Augen.

Was sollen wir tun? Kein neues Programm, keinen neuen Kongreß ins Leben rufen, auch keinen neuen Orden gründen — vielmehr einfach das, was das Nächstliegende ist: bei uns und unseren Familien anfangen. Es wäre viel gewonnen, wenn schon die Theologen unserer Kirche, nicht nur Pfarrer, sondern auch Religionslehrer und Professoren, diese Dinge ernst nehmen und sich mehr noch als bisher regelmäßigen Gottesdienstbesuch, regelmäßige Hausandacht zur Pflicht machen würden. Zeitmangel ist kein Hinterungsgrund, wenn wir die Pflicht als solche ernsthaft empfinden. Für Dinge, deren Notwendigkeit wir einsehen, haben wir immer Zeit. Es gibt freilich keine Pflicht, die nicht zu Zeiten unbequem und lästig ist — aber das dürfte uns nicht abschrecken.

Es wäre freilich erwünscht, daß auch die Kirche ihre angehenden Diener etwas mehr zu solcher Gewöhnung erzöge, wie es die katholische Kirche in ihrer Konviktserziehung tut. So wie die Dinge heute liegen, verzichtet die Kirche ja fast völlig auf eine religiöse Beeinflussung ihres Nachwuchses — oder sollte es eine Beeinflussung sein, wenn man hier und da die Besetzung eines Lehrstuhles mit einem „positiven" Professor durchzusetzen versucht? Die heutige Lutherforschung macht uns deutlich, daß auch die Frömmigkeit des Reformators in ihrer katholisch-römischen Vergangenheit mit ihrer Gewöhnung an feste religiöse Übung verwurzelt ist. Auch Paulus, der Überwinder der Gesetzesfrömmigkeit, ist ein Rabbiner gewesen. Sollten wir nicht davon für unser praktisches Verhalten lernen können? Das Gesetz ist ein Zuchtmeister auf Christus, aber die Wenigsten können es ganz entbehren. Alles Kirchentum vollends, ja alles religiöse Gemeinschaftsleben ist ohne Gesetz, ohne feste Ordnung und Regel nicht denkbar. Der Inhalt ist nicht die Form, aber er schafft sie sich und ist an sie gebunden, mag sie auch nicht adäquater Ausdruck seines Wesens sein. Darum gilt es stets sich ernsthaft die Frage vorzulegen, ob wir, wenn wir die äußerliche kirchliche Form, die religiöse Sitte und Gewohnheit mißachten, nicht auch dem aus dem Wege gehen, der uns durch das Gesetz vorbereiten will auf die herrliche Freiheit der Kinder Gottes, auf die wir warten. Und es könnte sein, daß wir mehr gewinnen, als wir ahnen, wenn wir etwas „kirchlicher", „gesetzlicher" werden. Wenn das Gesetz nicht die Gnade ist, so kann es doch Mittel der Gnade werden.

Hamborn W i l h e l m M u n d l e

Kirche und kirchliches Leben

In Goethes Satire „Götter, Helden und Wieland" heißt es an einer Stelle: „Ihr redet wie Leute einer andern Welt, eine Sprache, deren Worte ich vernehme, deren Sinn ich nicht fasse." An dieses Zitat gemahnt lebhaft die Aussprache zwischen Langen und Heine in Nr. 11 und 13 dieses Blattes. Beide setzen sich warm für die Kirche ein, der Eine für ihre praktische Gestaltung, der Andere für die Reinheit ihrer Idee, und doch reden sie aneinander vorbei. Da erscheint es nicht ganz leicht, die verworrenen Fäden wieder zu lösen und Klarheit in die vorliegende Frage zu bringen. Gleichwohl sei es versucht, zunächst in einer kurzen prinzipiellen Betrachtung, sodann vom pädagogischen Gesichtspunkt aus.

1

Wenn man heute von der Kirche redet, wird man hineingestürzt in einen wilden Strudel von Unklarheit und verworrenem Ringen um eine neue Erkenntnis dessen, was eigentlich das Wesen der evangelischen Kirche ausmacht. Denn es läßt sich kaum bestreiten, daß die Reformation für den Begriff der Kirche die Probleme mehr gestellt als gelöst hat. Es mag daran erinnert sein, daß schon Luther das Wort „Kirche" nicht liebte, weil es undeutlich sei, und daß er statt dessen lieber von „Volk Gottes" oder von „Gemeinde" redete. In solchen Bezeichnungen liegt aber zugleich auch schon die Wendung von der rein theoretischen Abstraktion hin zur konkreten Wirklichkeit. So denkt Keiner unter uns daran, den Satz zu bestreiten, daß innerlich Jeder zur Kirche gehört, in dem evangelisches Christentum mächtig ist (Sp. 602). Aber in der vorliegenden Aussprache handelt es sich überhaupt nicht um eine akademische Erörterung über Kirchenzugehörigkeit, sondern um die praktische Frage, wie die bestehende Zugehörigkeit zur Kirche denn betätigt wird. Und diese Frage wird immer wieder gestellt werden müssen, weil der evangelische Kirchenbegriff in rein spiritualistischer Höhe nicht zu bleiben vermag. Dort verflüchtigt er sich in nichts. Er wird notgedrungen immer wieder hineingezogen in die Spannung zwischen dem reinen Ideal und der rauhen Wirklichkeit, zwischen Theorie und Leben.

Dabei bleibt gleichwohl die geistige Höhenlage des evangelischen Kirchenbegriffs dem katholischen gegenüber unangetastet. Um die Person des Pastors oder um das Kirchengebäude geht es dabei ganz sicher nicht. Wohl aber um die von ihm dort gepflegten religiösen Werte. Der Anspruch, ein Gerichtsgebäude oder ein Gewerkschaftshaus ein „Haus des Herrn" nennen zu dürfen, weil auch in ihm der Wille Gottes geschehe, kann sich vielleicht auf die Tatsache stützen, daß in den protestantischen Frömmigkeitsbegriff die ganze Welt des sittlichen Lebens aufgenommen ist, Ehe, Familie, Staat, Beruf, kurz alle Ordnungen des natürlichen Lebens; er verkennt aber vollkommen, daß zu dem sittlichen Moment das religiöse hinzukommt, und daß dieses, wo es sich um Kirche handelt, an erster Stelle steht. Kant wird wohl viel schuld sein an der ganz erschreckenden Verständnislosigkeit allerweitester Kreise dafür, was Religion ist im Unterschied von Sittlichkeit. Auch lebendige Betätigung evangelischen Brudergeistes, so edel und wertvoll sie ist, ist an sich noch nicht Religion. Der im üblen Sinne amerikanisierende Zug unserer Zeit mit seiner verflachenden und rationalisierenden Tatvergötterung trägt wohl das Seine dazu bei, diese Verständnislosigkeit zu steigern.

Harnack hat vor langer Zeit den feinen Vergleich gebraucht vom Baum und seiner Rinde. Was für den Baum die Rinde ist, das ist die fromme Sitte und die Form für den geistigen Gehalt, das hütende Gefäß nämlich, ohne das der Inhalt sich verliert, die schützende Hülle, ohne die das Leben selbst erstirbt. Die Heilighaltung frommer Sitte — auch gegenüber Sportinteressen —, des zur Anbetung bestimmten Raumes und alles der gottesdienstlichen Erhebung Dienenden ist kein „Unfug" (Sp. 602), sondern Lebensnotwendigkeit für die Pflege religiöser Innerlichkeit, so wenig es zu ihrem Wesen selbst gehört. Es könnte nichts schaden, wenn wir, ohne in sklavische Nachahmung zu verfallen oder evangelische Grundsätze zu verleugnen, doch von der psychologischen Weisheit der katholischen Kirche manches lernen wollten.

Verächtlich wird gesprochen von der Herde, die gehütet werden muß, die aber bei uns Evangelischen geschwunden sei dadurch, daß Luther das allgemeine Priestertum entdeckte. O graue Theorie! Ja, wer eine in sich geschlossene und ausgereifte Persönlichkeit geworden ist, mag keinerlei brüderlicher „Seelsorge" mehr bedürfen, und wer als Elitemensch in reiner Geistigkeit thront, empfindet als Einzelner vielleicht kein Bedürfnis nach seelischem Zusammenschluß mit Andern, mit der Masse, die man im allgemeinen „Gemeinde" nennt. Luther zwar bekannte von sich, innerlich noch nicht so gefördert zu sein, um ohne Schaden für sich des religiösen Zusammenschlusses mit Andern entbehren zu können. Und selbst die Quäker, diese echtesten Vertreter einer rein geistigen evangelischen Frömmigkeit, mögen die Gemeinsamkeit nicht missen, nicht etwa, weil das Privathaus keine Kirche, die private Frömmigkeit noch keine kirchliche ist, sondern weil sie selbst innere Bereicherung erfahren aus ihrer gemeinsamen Anbetung im Geist und in der Wahrheit.

2

Nicht theoretische Erörterungen, so tiefsinnig und richtig sie auch sein mögen, sondern praktische Bedürfnisse sind es, die im letzten Grunde das Leben in der Kirche bestimmen und die auch für den einzelnen Christen von ausschlaggebender Bedeutung sind. Von solch praktischen Gesichtspunkten aus war ja auch der erste der in Frage stehenden Artikel geschrieben, und zwar war es vornehmlich ein pädagogisches Interesse, das den Verfasser leitete. Gerade Lehrer werden dafür ein besonders feines Verständnis haben.

Noch einmal sei an unsern Luther erinnert. Er konnte sehr wegwerfend von der verfaßten Kirche reden, wenn sie als solche allein schon Kirche sein wollte, und doch hat er die äußeren Ordnungen nicht nur für möglich, sondern für unentbehrlich gehalten. Er würde über den sonntäglichen Gottesdienstbesuch im gleichen Geiste geurteilt haben. Und wo das Bewußtsein der Mitverantwortlichkeit für die Brüder, vor allem für die Jugend, lebendig ist, da gewinnt jenes tiefe pädagogische Interesse noch einen missionierenden Charakter und wird durch das aufmunternde Vorbild zur lebendigsten Betätigung „evangelischen Brudergeistes", der nun nicht nur auf äußere Hilfeleistungen sinnt, sondern der sich um des Andern „Seele sorgt", genau wie der Verfasser des zweiten Artikels es selber forderte.

Allerdings darf nun hier auch von der anderen Seite nicht geschwiegen werden: daß nämlich der evangelische Gottesdienst seine unendlich hohe Aufgabe auch wirklich zu erfüllen strebe. Von tiefem Ernst muß er getragen sein, von wirklich heiliger Anbetung durchdrungen. Von Künstlerhand sei er gestaltet, als ein wirkliches Kunstwerk, einheitlich und in sich geschlossen. Und die Predigt muß dem Hörer wirklich etwas bieten für Herz und Leben, was er mitnimmt aus der Feierstunde des Gottesdienstes und wovon er zehren kann in den Niederungen des Alltags. Und auch der gebildete Hörer kann erwarten, daß er es merke, daß in dem Prediger mehr als nur ein geschulter Diakon die Kanzel betreten hat, daß vielmehr ein Mann dort steht, der selbst zu den Gebildeten gehört. So wenig wie für unsere Lektüre uns das Niveau genügt, auf dem die Flugblätter frommer Kreise meistens sich bewegen, so wenig genügt natürlich eine Predigt, die auf solchen Ton gestimmt ist. Und so wenig abgewogene Kanzelbewe-

gungen, vor dem Spiegel vorher sorgfältig einstudiert, den Mangel an Geist ersetzen können, so wenig genügt das fromme Pathos oder gar die religiöse Phrase. Persönliche innere Ergriffenheit muß der Funke sein, der überspringend in den Herzen der Gemeinde zündet. Wir stehen heute wieder im Zeichen des „Wortes". Aber nicht spitzfindige Erörterungen darüber werden unserer auf dürrer Sandbank festgelaufenen Kirche helfen, wieder flott zu werden, sondern allein der Gottesgeist, wenn er in dem Worte lebt und aus dem Worte spricht. Daß heute die Mehrzahl aller Pfarrer mit lauter äußerer Geschäftigkeit und bureaukratischem Schreibwerk so überlastet wird, daß sie kaum die unumgänglich notwendige Ruhe, Frische und wirkliche innere Sammlung findet, ohne die der Geist nicht strömt, ist das tiefste Elend unserer Kirche, die unter all dem Wust von Fahnen, Zahlen und künstlicher Mache vergessen hat, was ihre Aufgabe und ihr Wesen ist.

Wenn unsere religiös interessierte Lehrerschaft dem Rufe Folge leistet, der sie um regere Beteiligung am ganzen Leben unserer Kirche bittet, kann das ein segensreicher Ansporn für unsere Kirche werden und vielleicht ein erster Schritt zu der so nötigen „Reform an Haupt und Gliedern".

Dortmund Hermann Goetz

Entweder — Oder
in der Frage evangelischer Politik

1. Was nicht angeht

Es ist unmöglich, die Frage evangelischer Politik wieder zum Schweigen zu bringen. Das Problem steht zu wuchtig da und fordert gebieterisch eine Lösung. Wie findet man sich heute zumeist damit ab? Man läßt die bestehenden Parteien unangetastet und bekämpft energisch mit mehr oder weniger einleuchtenden Gründen die neue Bewegung, die trotz großer Mißerfolge von Monat zu Monat stärker wird. Ja noch mehr als das! Zahlreiche evangelische Theologen halten es für ganz unverfänglich, einer der bestehenden Parteien anzugehören und energisch für sie zu agitieren, aber den neuen evangelischen Gruppen sich anzuschließen, zeugt nach ihrer Meinung mindestens von politischem Unverstand, wenn es nicht gar ein Verbrechen am Vaterland, ja am evangelischen Deutschland ist. Davon gilt die Überschrift, daß das nicht mehr angeht. Glaubt man sich berechtigt, im alten politischen Wesen, das sich zu einer Interessenwirtschaft übelster Art ausgewachsen hat, als evangelischer Theologe weiterhin mitmachen zu dürfen, so sollte man zum mindesten die politisch in Ruhe lassen, die das parlamentarische Leben säubern, entgiften und es zu einem Schauplatz anständigen Wettbewerbs umgestalten wollen. Denn nichts tut uns nötiger als eine „Partei der anständigen Leute". Ich zweifle nicht daran, daß diese evangelischen Theologen zumeist in ihrer Partei zum Besten des Vaterlandes ein edler Sauerteig sein wollen — das rechnen wir ihnen zur Gerechtigkeit! — aber daß auch die Besten unter ihnen zum Teil in leidenschaftlicher Weise die neue evangelische Partei verfolgen, das geht eben nicht an!

Bekanntlich hat der „Christliche Volksdienst" in Württemberg gleich bei seinem ersten Wagnis einen schönen Erfolg gehabt und drei Abgeordnete in den Landtag entsenden können. Zum Glück oder Unglück wurden die drei gleich das Zünglein an der Wage unter — achtzig! Bezeichnend für unsere innere Lage! Jeder gerecht Denkende muß sagen, daß sie alle großen Entscheidungen, die ihnen damit zufielen, in größtem Ernst und vollster Sachlichkeit gefällt haben werden. Trotzdem sah sich die deutsch-nationale Parteileitung veranlaßt, mitten in dieser Zeit folgenschwerster Entschlüsse einen bekannten evangelischen Theologen nach Karlsruhe zu entsenden, um in öffentlichem Vortrag dem Volksdienst in den Rücken zu fallen, ihn ad absurdum zu führen und schwer zu kompromittieren. Wie ein evangelischer Theologe dergleichen fertig bringt, einer evangelischen Partei, die unter Gebet in lauterster Absicht in den finsteren Nachkriegsjahren geboren ist, in dieser Weise ein Bein zu stellen, ist mir völlig unfaßlich. Und dieser evangelische Theologe war der namhafteste Mitarbeiter — Stöckers!! Ich wiederhole: Dergleichen geht heute nicht mehr an! Angesichts solcher leider tatsächlich noch bestehenden Möglichkeiten möchte ich es einmal öffentlich aussprechen, daß es für uns evangelische Theologen heute nur ein deutliches Entweder-Oder in dieser Frage gibt.

2. Das Entweder des politischen Verzichts

Entweder Hand weg von aller Politik! Wir verzichten auf unser aktives und passives Wahlrecht! Das war mein Standpunkt in der Vorkriegszeit, den ich in verschiedenen Artikeln leidenschaftlich verfochten habe. Ein Echo habe ich von keiner Seite empfangen, aber wenigstens mein Gewissen salviert. Ich sagte mir: Leute aus allen Parteien gehören zu unseren Gemeinden, da ist also strengste Neutralität unsererseits am Platze. Die evangelischen Regierungen sorgen schon dafür, daß es der Kirche nicht schlecht geht. Eines äußeren Schutzes von anderer Seite bedurfte sie daher nicht. Da konnte man sich ganz auf den Standpunkt stellen, den Prälat Wurm in Heft 7/8 der Monatsschrift für Pastoraltheologie in Auseinandersetzung mit einem vorhergehenden Artikel von mir zum Ausdruck bringt. Er ist überschrieben: „Evangelische Politik". Ich bekenne gerne, daß ich dem Verfasser herzlich dafür danke und prinzipiell ganz seine Anschauungen teile. Er hat auf engem Raum seine Bedenken gegen „evangelische Politik" knapp und durchschlagend ausgesprochen. Was wäre für uns würdiger und angemessener, als wenn wir evangelischen Theologen uns die Hand reichten und sagten: Wir wollen eine eherne Kette von Betern und Volksmissionaren bilden, deren sichtbarem und unsichtbarem Wirken die evangelischen Volksmassen auf die Dauer nicht widerstehen können! Da würden denn von selbst die Männer und Frauen aus dem Volk aufstehen, die auch in diesem Geist die Politik beeinflussen und selbst Politik machen. Sind sie zögernd, so wollen wir sie ermutigen, diesen Dienst mit ganzer Hingabe an unserem evangelischen Volk zu tun. Für uns Theologen ist es immer fatal und belastend, ins Reich des Relativen hinabzusteigen. Handelt sichs hier vor allem um rein weltliche Dinge, so mögen sie auf rein weltlicher Plattform ausgetragen werden! Als evangelische Theologen haben wir mit diesen säkularen Angelegenheiten nichts zu tun. Arbeiten in den Parlamenten Männer und Frauen, denen Christus das Herz erwärmt hat, so werden auch diese irdischen Geschäfte zu christlicher Höhe gehoben und dadurch geadelt werden. Also möglichst viel entschieden evangelisch gesinnte Männer und Frauen in alle Parteien hinein, um die Politik zur Würde säkularer Ekklesiastik zu erheben, aber wir selber wollen daraus bleiben, weil schließlich alle politischen Standpunkte eine relative Berechtigung haben!

Ich wiederhole, daß mir diese Betrachtungs-, Empfindungs- und Handlungsweise auch heute noch — nach Krieg und Revolution!! — die weitaus sympathischste ist. Logisch und theologisch hat Prälat Wurm von unseren evangelischen Voraussetzungen aus ohne Frage vollkommen recht. Aber die Geschichte verläuft nun einmal nicht fein säuberlich nach logischen und theologischen Gesichtspunkten. Von diesen aus war auch Luther ein Revolutionär. Denn er hat unsere Logik und Theologie in große Not und große Verlegenheiten gebracht. Der politische Verzicht der evangelischen Theologen ist heute wohl noch eine theoretische Möglichkeit, ein Ideal, dem alle Innerlichen unter uns zustimmen müssen; aber seitdem wir nun drei

evangelische Gruppen in der großen Politik haben, bleibt uns nur strengste Neutralität oder selbstlose Mitarbeit übrig.

3. Das Oder der Mitarbeit

Die Nachkriegszeit fand die Evangelische Kirche in einer ganz neuen Lage. Ihre Schirmherren waren nicht mehr. Keine Partei setzte sich in toto für sie ein. Die Macht der katholischen Kirche wuchs dank der fast überall entscheidenden Zentrumspartei ins Beängstigende. Für die Kleinen im Volk fand sich kein Schützer. Die nationalen Belange des deutschen Volkes waren rechte Stiefkinder geworden. Angesichts solch furchtbarer Gegebenheiten zerbrechen eben alle Theorien, gehen Prinzipien in Stücke, macht alle Logik und Theologie Fiasko. Der neue Most ließ sich nicht mehr in alte Schläuche gießen. Es war vortrefflich gedacht, evangelische Ausschüsse aus allen Parteien zu bilden, um unsere Interessen auch parlamentarisch zu wahren, aber wer nimmt ein soziologisches Gebilde ernst, hinter dem keine reale Macht steht? Niemand! Der Agrarier ebensowenig wie der Fabrikant und Arbeitersekretär. Ja, als Aushängeschild bei Wahlen und großen politischen Aktionen, da ist man Schirmherr der evangelischen Kirche, um die Stimmen im Großen zu fangen.

Das durchschaute man mehr und mehr und fühlte: Hilf dir selbst, du hast auf keinen Helfer sonst zu hoffen! Das ist im Politischen eine unausweichliche Wahrheit, so sehr wir sie auf christlichem Gebiet bekämpfen würden. So bildeten sich in den letzten drei bis vier Jahren drei verschiedene evangelische Gruppen auf politischem Boden mit ganz charakteristischen Unterschieden.

Der „Christliche Volksdienst" in Württemberg geht von den religiös-sittlich-sozialen Volksnöten aus. Er stellt die politische Organisation von maßgebenden Teilen der süddeutschen Gemeinschaftsbewegung dar. Ihm geht es nicht in erster Linie um Macht und Erfolg, sondern um „Dienst am Volk", an der Wahrheit, am Evangelium, auch im Parlament. Und sonderbar: weil man nicht danach strebte, fiel Macht und Erfolg den Männern des Volksdienstes gleich reichlich in den Schoß. Die konfessionelle, volkskirchliche Seite tritt hier ganz in den Hintergrund. Das war eine gewisse Unnatur. So fiel auf sie in der „Evangelischen Volksgemeinschaft", die gleichzeitig in Hessen entstand, ein sehr starker Akzent. Sicherung der ideellen und materiellen Interessen der evangelischen Volkskirche im Kampf gegen römische Absolutheitsansprüche stehen hier im Mittelpunkt, ohne daß die Ideale des Volksdienstes fehlen. Es wäre traurig gewesen, wenn sich diese Regung in der evangelischen Volkskirche nicht gezeigt hätte. Denn auch die Parteien der Rechten opfern unbedenklich evangelische Interessen um ihrer materiellen und Machtinteressen willen. Das ausgesprochen protestantisch-völkische Motiv im Kampf gegen zerflossenen Internationalismus, Pazifismus, Parlamentarismus und Massenbetonung kam zum Wort in der jüngsten Bildung, der „Reformationspartei", die bei der letzten Wahl im völkischen Verband verschwand, aber nachher wieder selbständig hervortrat.

Man kann den beiden letzteren Bildungen den Vorwurf machen, daß sie nicht gewachsen, sondern Gemächte von einzelnen Persönlichkeiten sind; wie dies denn auch oft geschieht. Angesichts dessen zieht man sich gerne auf die Wurmschen Gedanken zurück. Jedenfalls hat man weithin der Evangelischen Volksgemeinschaft und der Reformationspartei gegenüber eine abwartende Haltung. Man traut noch nicht recht und weiß nicht, was aus den Kindlein werden will. Indes sind solche Bedenken nicht am Platze dem Christlichen Volksdienst gegenüber. Erst sein Bestehen hat mir Mut gegeben, den Wurmschen Gedanken den Abschied zu geben, um an die Zukunft einer evangelischen Partei zu glauben, die sich in demütiger Versonnenheit einstweilen noch „christlich" nennt und keine Machtaspirationen hat. Es wird kommen wie in den Tagen Luthers: es wird weit mehr daraus, als man selber wollte. Bezeichnend ist, daß an der Spitze des Volksdienstes aber keine evangelischen Theologen stehen, wiewohl Schlatter und Heim Fürsprecher der Bewegung sind, was ihr sehr zu gute kommt. In den Landtag sind drei Beamte eingezogen, — lieber hätte man einen Bauer, einen Arbeiter und einen Beamten gesehen!! — aber das schadet der Bewegung nicht!! Alle ernst Denkenden im Schwabenland haben tiefes Vertrauen zu einer politischen Bewegung, die in strengster Gewissenhaftigkeit unter Gebet und Flehen entstanden ist. So glaube ich, daß das Schwabenland wie die Wiege so viel evangelischen Denkens und Lebens so auch das Geburtsland der großen evangelischen Partei wird, die hoffentlich „Evangelische Volksgemeinschaft" heißen und sein wird. Einstweilen finden wir es sehr in Ordnung, daß man sich auf den gewissenhaftesten Teil des evangelischen Volkes, auf die Gemeinschaften, beschränkt. Die Tatsache des wirksamen Vorhandenseins des Christlichen Volksdienstes wird trotzdem viele zum Beharren in den Gedanken Wurms veranlassen. Wir ehren das, wenn es aus dem Gewissen geboren ist. Aber die evangelischen Parteien rücksichtslos bekämpfen und selbst in der von Interessenverbänden zersetzten Partei selber ohne Bedenken mittun: Das geht ferner nicht mehr an!! Entweder strengste Neutralität, auch gegenüber der Wahlurne, oder gläubiges Mitarbeiten mit denen, die Gewissens halber nicht mehr anders konnten. Deren Tun ist allemal gesegnet, auch wenn es zunächst Zersplitterung und Zerstörung scheint und uns in den Tiefen unseres Denkens zum Umlernen zwingt.

Mainz-Bretzenheim Karl Veller

Der Fall Maurizius

Selten nur tönt im Hasten unserer gewissensarmen Zeit der Herzensschrei eines Dichters zu uns. Aber wenn solch Ruf erschallt, dann müssen wir aufhorchen, denn aus ihm klingen tausend Stumme wieder, die reden möchten und nicht reden können, denen der Dichter die Gottesstimme sein muß:

> Und wenn der Mensch in seinem Gram verstummt,
> Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide.

Wassermann ist einer der wenigen Begnadeten. Sein neuestes Werk: „Der Fall Maurizius" eine Erlösung, eine Befreiung für vieles, was gesagt werden muß, soll nicht neues namenloses Unglück über unser Volk hereinbrechen. Es ist die „Rechtsnot", die wir alle fühlen, wie sie von Jahr zu Jahr in grauenderer Drohung heranschleicht, die der Dichter hier schildert an einem „Fall", aber einem Fall, der typisch ist, Symptom einer verfallenden Weltanschauung *).

Nur ein „Fall" ist es, ein Fall, wie er — sagen unsere Gerichte — leider unvermeidlich ist, solange Rechtsprechung an menschliche Unvollkommenheiten gebunden ist. Ein „Fall" wie tausend andere, dem Dichtergenius vielleicht angeregt durch den „Fall Hau", den Fall des unglücklichen Rechtsanwalts, der wegen angeblicher Ermordung seiner Schwiegermutter zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt wurde, nach fünfzehn Jahren tadelloser Führung entlassen und aufs neue gehetzt von einer erbarmungslosen Justiz den Tod in der stillen Einsamkeit von Tivoli suchte.

Auch „der Fall Maurizius" ist nur ein solcher „Fall". Aber der Dichter gestaltet ihn zu einer Menschheitstragödie, zu einer Sache, die uns alle angeht, zu einem Menschheitsschicksal, das an grauser Unerbittlichkeit und furchtbarer Sühne dem zur Seite tritt, was die alten Griechen in ihren Dramen geschildert haben: Schuld und Sühne über alles menschliche Maß hinaus.

Oft genug ist die Tragik des unschuldig Verurteilten geschildert worden, und auch die bittersüße Liebe derer,

*) Jakob Wassermann, Der Fall Maurizius. Berlin, S. Fischer 1928. 577 S. 8, geb. 10.50, auch 13 M.

die ihn weiter lieben und nicht an seine Schuld glauben wollen, weil sie ihn besser zu kennen vermeinen. Die Leiden des Eingekerkerten und endlich wieder Entlassenen. Anklage gegen den Ankläger. Wir kennen das Thema — abgewandelt vom Kitsch bis zur wertvollen Gestaltung. Aber hier bei Wassermann erhebt sich die Gestaltung über sich selbst hinaus. Etwas Neues ertönt, das deshalb neu ist, weil es in Wahrheit uralte Weisheit wiedergibt.

Leonhart Maurizius, Privatdozent und junger Universitätsprofessor, ein haltloser, schöngeistiger Schwächling, pendelnd und schwankend zwischen der verblühenden Frau und der märchenhaft schönen Schwägerin, ist vor achtzehn Jahren zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt worden. Mord an der eigenen Frau. Beweis: Eid des eigenen Freundes Gregor Waremme, der den Todesschuß gesehen und vor Gericht in eindeutiger, Zweifel ausschließender Weise bestätigt hat. Waremme — ein furchtbares Gemisch von Dämon und Blender, ein Faszinierender, der Jedermann in seinen Bann zwingt, auch das Gericht und den Staatsanwalt Baron von Andergast, der froh ist, seine Anklage gegen den sich in stillstes Schweigen hüllenden Angeklagten von solch bestimmter Seite bestätigt zu erhalten.

Dem jungen Staatsanwalt hat der Sensationsprozeß Karriere und glänzenden Emporstieg zum Oberstaatsanwalt gebracht.

Leonhart Maurizius ist hinter den Zuchthausmauern von Kressa vergessen — achtzehn Jahre nun schon. Nur ein Einziger denkt an ihn, lebt für ihn und arbeitet an seiner Befreiung und Rehabilitation: der alte greise Vater. Bauer, stur und starr in seinen Gedanken, unwirklich und unzugänglich jeder „vernünftigen" Erwägung, nur auf das Eine gerichtet: Mein Sohn ist unschuldig und sitzt nun bereits achtzehn Jahre im Zuchthauskerker; es muß eine Gerechtigkeit geben, die solchen Frevel beseitigt.

Aber diese Gerechtigkeit lebt nur in seiner Phantasie. Der Oberstaatsanwalt sieht den „Fall" für erledigt an. Ihm ist der alte Vater nur Querulant, der — wenn er nicht endlich mit seinen törichten und zwecklose Arbeit verursachenden Eingaben aufhört — die Strenge des Gesetzes zu kosten haben wird. Menschliches Gefühl, Mitleid mit dem Alten, Zweifel gar an der eigenen Gottähnlichkeit sind dem Paragraphenjünger fremd. Und deshalb ersteht im eigenen Hause die Nemesis: der eben zur Mannheit erwachende junge Etzel Andergast erfährt durch den alten Maurizius, der wie ein unheimliches Gespenst das Haus des Staatsanwalts umschleicht, von dem „Fall Maurizius" — und dieses Kind kann über die Riesenmauer des Gesetzes hinüberblicken. Es *fühlt* die Möglichkeit eines Fehlspruches, es ist noch unverdorbener Mensch, noch nicht knochenharter Aktenzergliederer wie der Vater, gegen den sich sein Gefühl auflehnt.

Aber bei Leibe keine Hasenclevertragödie zwischen Vater und Sohn! Der junge Etzel Andergast bleibt immer der Sohn, der in scheuer Ehrfurcht zu dem mit eiserner Mauer umgebenen Vater emporschaut. Er bleibt auch innerlich zugleich der Sohn der „Ehebrecherin", die der unerbittliche Gatte vor Jahren aus dem Hause gejagt hat, sie, die in der Paragraphenluft zu ersticken drohte und ihre Seele zu verlieren wähnte, wenn sie nicht einmal das armselige Wörtchen „Liebe" hörte.

Etzel hat den durchdringenden Verstand des Vaters geerbt, aber auch das Gefühl der Mutter, die, selbst Juristentochter, von ihrem Vater erzählt: „Ihm, dem Rechtsgelehrten, ging die Sache — (der Fall Maurizius) — nah, er war aus einer anderen Zeit, ihm war das Recht keine eherne Mosesmaske." So ist in dem Knaben Etzel der väterliche Verstand geadelt und geedelt durch größeres menschliches Erkennen. Die rastlose Gestalt des alten Maurizius lehrt ihn, den „Fall" von neuem anzusehen, aber mit den Augen des an die mögliche Unschuld eines Menschen glaubenden unbefleckten Verstandes.

So geht er aus dem Vaterhause, den Zeugen zu suchen, dessen Eid dereinst den Urteilsspruch bewirkt hat: Gregor Waremme — nun wieder Georg Warschauer. Nicht *gegen* den Vater handelt der Sohn. *Für* ihn muß er suchen, um ihn von vielleicht unerträglicher Schuld zu lösen. Hier liegt das furchtbare Verhängnis des Dramas: der Sohn, an den Vater glaubend, ihn zu erretten trachtend — und der Vater selbst, so himmelfern von jeder Überlegung und Anzweifelung seines alles durchdringenden formalen Rechtsstandpunktes. Hier öffnet sich das Tor, das zum Untergange führen muß: wenn Etzel die Unschuld des Verurteilten feststellen sollte — wird sich der Vater belehren lassen, wird er unausdenkbares Unrecht wieder gutzumachen trachten? Wir kennen schon im Voraus die Antwort, die wir täglich erfahren, wenn wir mit offenen Augen lesen, wie hoffnungslos der Versuch Unschuldiger ist, gegen die ehernen Mauern der Paragraphen anzurennen.

Im trüben Schlamm von Berlin findet Etzel den Gesuchten, den seine Herzensreinheit als den Schuldigen fühlt. Und Schritt für Schritt holt er aus dem Teufel das furchtbare Geständnis der Tat heraus: nicht Maurizius hat den tödlichen Schuß abgegeben, sondern die schöne Schwester selbst, die seine — des Waremme — Hörige war.

Aber auch der Vater, der Oberstaatsanwalt kann nun den „Fall" nicht wieder loswerden. Die Flucht des Sohnes, die Erkenntnis ihres Zweckes zwingt sogar den vertrockneten Paragraphenanbeter erneut ins Leben des „Falles" zurück. Und ebenso wie der Sohn enthüllt er Schritt für Schritt auch hier die Geheimnisse des Falles. Aber auch jetzt kann sich der Unselige nicht zur inneren Rettung aufraffen: wohl gibt er dem Verurteilten die Freiheit wieder, aber nicht als sein Recht, sondern als Gnade.

Die Szenen, wie der Zuchthäusler in den Mauern seiner Hölle dem kalten, kühlen Staatsanwalt langsam, Schritt für Schritt dies Leben in der Hölle entrollt, gehört zum Grausigsten, was jemals geschrieben ist. Leidenschaftslos, ohne innere Anteilnahme — sie ist dem lebendig Gemordeten längst zum unbekannten Begriffe geworden — erzählt er nur. Aber wie er diese langsame Abtötung schildert, dieses mit einer unmenschlichen Grausamkeit erdachte System der völligen Vernichtung jeden Menschengefühls — das kann man nicht schildern, nicht nacherzählen — das muß man schaudernd selber nachlesen. Auch die Worte, wo Maurizius lächelnd die sogenannten Humanitätserleichterungen der letzten Zeit abtut. Was sind sie denn im Grunde viel Anderes, als Mittel, die Qualen der Verdammten nur noch zu verlängern! Auch der geprügelte Hund liebt mehr den schnellen Tod als die langsame Ermordung im Gefangenenkäfig. Solange die Freiheit ein Gut ist, über das Polizei und Gerichte völlig kontroll- und hemmungslos verfügen dürfen, wenn sie sich einen Verdacht konstruieren, solange ist es ganz gleichgültig, welche Form der Haft gewählt wird. Es gibt eben zwei Klassen von Menschen: Bescholtene — d. i. Verurteilte und Verdächtigte — und Unbescholtene. Die Bescholtenen sind bereits aus der Zahl der anständigen Menschen ausgestoßen — auch wenn sie unschuldig sind. Diese bei uns trotz alles Geredes von menschenwürdiger Behandlung herrschende Auffassung dokumentiert sich nicht in kleinen Erleichterungsparagräphlein, sondern in dem Geiste der Behandlung. Man lese auch hier in Wassermanns Buche selber, vor allem die Unterhaltungen zwischen Maurizius und seinem Wärter, der sich das Leben nehmen mußte, als ihm der Jammer des unschuldig Verdammten über dem Kopf zusammenschlug. Das alles ist keine Dichterphantasie, sondern allergrausigste Wirklichkeit, die selten in das öffentliche Leben hinausdringt, weil wir alle gern die Augen zumachen vor Dingen, die

wir nicht sehen wollen. Nur einzelne Blitze zucken da und dort einmal auf und künden furchtbare Not, die wir alle erleben könnten, wenn uns einmal die allmächtige Hand der Polizei oder Justiz in unerbittlichem Zwang binden würde. Dieser unmenschliche Geist ist es, der den in Untersuchungshaft befindlichen Minister Hoefle gemordet hat. Er ist es auch, der die Untersuchungsgefangenen preußischer Polizeigefängnisse mit Strafen bedroht, die sich ohne sofort erkennbare Krankheit zum Arzt vorführen lassen. Dieser Geist ist es, der unsere Brüder in den Gefängnissen — mögen sie in Strafhaft oder Untersuchungshaft sitzen — zum Vieh erniedrigt, und noch schlimmer. Man lese das Buch.

Maurizius verläßt nach achtzehn Höllenjahren das Zuchthaus. Er sieht den Vater wieder, der an ihn geglaubt und nun an dem Wiedersehen stirbt. Vielleicht der ergreifendste Akt des Dramas. Der alte Mann hat sein Lebenswerk getan — nun tritt er ab — ganz still, ohne Worte, ohne Phrase, ganz still, nachdem er noch am Morgen dem Sohne neue Anzüge und seidene Wäsche gekauft hat. Wundervoll ist diese Schilderung, die nur ein ganz Großer sehen und gestalten konnte. Und der Sohn irrt in der Welt herum und findet nur die Erkenntnis, daß ihn die Justiz zerbrochen hat — körperlich und seelisch. Auch hier wundervolle Szenen, die man lesen muß, mitleiden muß. Er endet im Selbstmord, im Tode, den er achtzehn Jahre hindurch bereits „von Rechts wegen" erduldet hatte.

Aber seinen Ankläger treibt die unerbittliche Nemesis ins Irrenhaus. Ihm bricht an der unerschütterlichen Logik des heimkehrenden Sohnes, der sich nun, aber erst nun grausend von dem im „Rechte" erstarrten Vater abwendet, alles zusammen, was seinem Leben Inhalt und Wert gewesen war. Das Recht darf nicht irren, es kann nicht irren, denn sonst geht unsere Gesellschaft zu Grunde, die — so meint er — nur durch dieses paragraphierte Recht zusammengehalten wird.

Jetzt handelt es sich nicht mehr um den „Fall Maurizius", nicht mehr um einen bedauerlichen Mißgriff der Justiz. Jetzt steigt das ewige große Menschheitsproblem auf: Was ist das Recht? Seit Kant und seiner Schule ist es bei uns herrschende Doktrin geworden, im Rechte einfach das zu sehen, was der allmächtige Staat als Recht befiehlt. Rudolf von Ihering definiert den Begriff des Rechtes so: „Recht ist der Inbegriff der in einem Staate geltenden Zwangsnormen." (Der Zweck im Recht, 1, S. 320.) Von solcher Ansicht ist dann der Schritt nicht mehr weit zu der heute fast allgemein vertretenen Lehre: „Ethos und Recht stehen außer allem Verhältnis." (v. Scherer, Kirchenrecht, S. 2.) Das Recht — so materialistisch angesehen — ist allerdings nichts Anderes als ein Büttel oder ein Gefängniswärter oder ein Staatsanwalt Andergast.

Aber der gesunde Sinn des Volkes lehnt sich gegen solche Juristenweisheit auf. Es will kein Paragraphenrecht, keine starre, sture Rechtsnorm ohne Geist und Sinn, sondern ein Recht der Gerechtigkeit, ein Recht, das natürlich und klar und unwandelbar ist. Wohin wir sehen — und das ist letzten Endes die „Rechtsnot" unsers Volkes, die nur Augenverbundene nicht sehen wollen — drängt aus der Tiefe des Volkes die Überzeugung hervor, daß das Recht mehr ist als vorübergehende Staatspraktik. Alte Weisheiten — von der zünftigen Jurisprudenz verlacht — tauchen wieder auf und gewinnen in Gestalt eines von überflüssigen Schlacken gereinigten Naturrechts wieder neue Kraft und Lebensgeltung.

Grausig in ihrer unerbittlichen Schärfe stoßen hier die Gegensätze zwischen Vater und Sohn aufeinander: „Es handelt sich um etwas Ungeheures! Um das Allergrößte auf der Welt, um Gerechtigkeit ... Gerechtigkeit ist wie Geburt. Ungerechtigkeit ist Tod" schreit der verzweifelte Etzel in entsetzlicher Seelennot dem Vater entgegen. Und dieser antwortet: „Es sind Rücksichten zu nehmen ... der Staatskasse wären enorme Kosten aufzubürden, das Ansehen des einschlägigen Gerichtshofes wäre geschädigt, die Institution als solche der zersetzenden Kritik preisgegeben die ohnehin die Fundamente der Gesellschaft unterminiert ... Laß ab von der Vorstellung, daß Gerechtigkeit und Justiz ein und dasselbe sind oder zu sein haben. Sie können es nicht sein."

In diesen entsetzlichen Worten, die aber genau das aussprechen, was allgemeine Ansicht in unserer Rechtspflege ist, dokumentiert sich der unüberbrückbare Gegensatz zwischen Vater und Sohn, von dort aber weiter zwischen Justiz und Volk. „Die enormen Kosten!" — sie sind wichtiger als das Leben und die Ehre eines durch achtzehnjährige Hölle in den Tod getriebenen Unschuldigen. Und „das Ansehen des Gerichtshofes, die Institution als solche"! — sie sind bedeutsamer als das Recht selbst. Die dräuende Frage des ganzen Dramas erhebt sich: Soll länger der Bürger Objekt der Rechtspflege bleiben oder lebensvolles Subjekt? Es geht ja doch um sein Leben, um seine Existenz und Ehre, um unser aller Wesen! Darf das weiterhin zum Spielball von Kostenfragen oder Institutionsrücksichten herabgewürdigt werden? Die Antwort liegt in der Frage.

„Der Fall Maurizius" ist kein Sonderfall. Er ist nur der dichterische Ausschnitt aus dem täglich neu erlebten Leben. Ist es nötig, an die Fälle der letzten Zeit zu erinnern, die uns allen so wenig dünkten, weil wir sie nicht am eigenen Leibe erlebten? Fälle wie Fechenbach, Haas, Jacubowsky oder neuerdings Hölz *)? Wenn wirklich — wie an Hand von sehr bedeutsamen Beweisen dargetan wird — wirklich Hölz bereits über sieben Jahre unschuldig an dem ihm vorgeworfenen Morde im Zuchthaus sitzen sollte — könnten und dürften wir dann wohl noch eine ruhige Stunde erleben? Wir alle, die Träger dieser Rechtspflege sind? Aber weder ein Gericht noch ein Staatsanwalt rührt sich auf solchen Antrag erneuter Prüfung. „Die enormen Kosten!" und „Die Institution als solche!"

Man mißverstehe nicht. Es handelt sich nicht um den „Fall", nicht um Gemütsemotionen, sondern um das Wertvollste, was ein Volk hat, um das Recht als solches. „Um das Recht soll ein Volk kämpfen wie um eine Mauer" sagt Heraklit. So ist der Fall unsere eigene Tragödie, die bis zum furchtbaren Ende durchgerungen wird. Der unschuldige Maurizius mußte sich das Leben nehmen, weil ihm die Justiz die Ehre der Unschuld weigerte. Aber der unselige Staatsanwalt mußte im Irrenhause enden. Nur der junge Etzel lebt weiter. Er ist das Prinzip der Reinheit und Wahrheit, das über die knöchernen Paragraphen siegt, das Prinzip des ewigen leuchtenden Rechtes, das wohl verdunkelt werden kann, aber nicht untergehen. So endet das wundervolle Buch mit den verheißungsvollen Worten:

„Damit endet der Fall Maurizius, nicht aber die Geschichte von Etzel Andergast."

Unsere Tragödie beginnt, die Tragödie unsers Volkes, das nun zeigen muß, ob es den Spuren des Vaters oder denen des Sohnes, des rechtsuchenden und rechtfindenden jungen Etzel Andergast folgen will.

Rom Emil Hölscher

*) Hölz ist inzwischen dank der Amnestie aus seiner Haft entlassen. Dabei hat sein Anwalt — das wollen wir gegenüber Obigem doch auch beachten — ausdrücklich für den fairen Strafvollzug gedankt. Die Praxis wird, wie in allen Dingen, so auch in den Gefängnissen usw. recht verschieden sein.

Übrigens sind eine ganze Reihe von Beiträgen zur Gefängnis- und Strafreform uns zugegangen. Wir werden nach Kräften noch davon Gebrauch machen. D H

Zum Abfall von der Kirche

Über die Volksfremdheit der Pastoren ist schon viel gesprochen und geschrieben worden. Ich möchte hier nur ein kleines Streiflicht berühren; gerade Streiflichter können bestimmend und ausschlaggebend sein. ...

Nehmen wir einen Pastor, der in einer Industriearbeitergegend seine Kirche hat, hier, wo die qualmigen Schornsteine und unruhigen Geschäftshäuser die Kirche gewaltig überragen. Wie kommt es, daß diese Kirche leer ist? Was nützt dem Theologen all sein kultureller Aufwand? Seine Geistigkeit wirkt hier museumsartig und macht die Kirche nicht warm und nicht voll. Der Pastor muß, wenn er hier seine Mission samenhaft erfüllen will, einen ganz neuen Untergrund schaffen. Er sollte sich mit Begeisterung in das technische Studium stürzen, sollte die Einrichtung, das Herz der Maschine kennen lernen; denn der Industriearbeiter, der um seine Kanzel sitzt, verlangt Schlichtheit; horcht auf, wird gefesselt, wenn der Pastor Gleichnisse, Weisheiten und Wahrheiten bringt, die mit den täglichen Werkzeugen und Gerätschaften in Verbindung stehen. Hier geht dem Arbeiter alles nahe, hier merkt er auf, hier wird ihm alles klar.

Gewiß, ein Bauernpastor geht mit dem Sämann und dem Mäher, nicht nur symbolisch, Arm in Arm. Aber der Industriearbeiterpastor? — Ist er nicht auch Bergmann, nicht auch Grubenlicht?

Daß die Kirche heute schwache Welt-Stunden hat, liegt im tiefsten Grunde darin: daß den Pastoren die blutwarme Volkstümlichkeit fehlt. Eine sterile Geistigkeit erträgt die moderne Kanzel nicht mehr. Der moderne Pastor muß Vieles vergessen lernen, um wieder Wegweiser zu werden, wieder Quellenfinder zu sein. Einer, der strahlenden Auges eine Sonnenuhr hält, wie die Engel an mittelalterlichen Domen: eine Sonnenuhr, die er noch in die Nacht hineinhebt. Der Weg der Wohltäter der Menschheit geht durch das Herz, das erwartungsvoll und andächtig unter der Kanzel sitzt. Und dieses Herz ist einfach und leuchtend wie ein Tautropfen auf einem Kinderfinger.

Berlin Max Jungnickel

Die Freusburg-Frauenwoche

vom 7.—14. Oktober 1928

Nach den verschiedenen Arbeitstagungen der Freusburg-Arbeitsgemeinschaften des Weltjugendbundes:

1. dem vom 25. 7. bis 5. 8. 1928 am Chemin des Dames von einem überbündisch zusammengesetzten Kreis französischer Jugend veranstalteten Weltjugendlager, das als eine Vorbereitungs- und Ergänzungstagung zum Weltbundkongreß in Eerde gedacht ist;
2. dem Weltjugendlager vom 6. bis 12. 8. auf der Freusburg;
3. dem großen „Weltjugendfriedenskongreß" vom 17. bis 26. 8. 1928 in Eerde (Overijsel, Holland), der den Charakter einer Delegiertentagung haben wird, —

soll vom 7.—14. Oktober 1928 auf der Freusburg im Siegerland eine Frauenwoche folgen, auf der sich die Frauen der Jugendbewegung mit den Frauen der Frauenbewegung zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden. Es geht nicht mehr an, daß wir unsere Arbeit in diesen beiden Lebenskreisen so unverbunden neben einander tun wie bisher, sondern wir müssen versuchen, angesichts der wachsenden Schwere unserer Verantwortung gegenüber dem Volks- und Völkerleben, zu einem wirklichen Miteinander, zu einer lebendigen Gemeinsamkeit zukommen — in der Arbeit, die der Frau als solcher in der gegenwärtigen Welt lage zuwächst.

Das Hauptgewicht dieser Tage soll nicht auf den Vorträgen, sondern auf den sich anschließenden Aussprachen liegen, die natürlich nur dann wirklich wertvoll und fruchtbar werden, wenn die einleitenden Referate kurz und lebensnah sind. Jede Frau, die ein Arbeitsgebiet, einen Fragenkreis, einleitet, soll daher ganz konkret aus ihrer eigenen Lage heraus die Fragen in den Mittelpunkt stellen, mit denen sie persönlich oder beruflich zu ringen hat, die aus ihrem Lebenskreis auf sie zukommen und gelöst werden wollen. Natürlich handelt es sich nur um Fragen, die für einen größeren Kreis von Frauen bedeutungsvoll sind, also um Probleme, die einer gemeinsamen Inangriffnahme zugänglich sind und einer gemeinsamen Lösung harren, nicht etwa um individuelle Schwierigkeiten, die durch persönliche Wesensveranlagung oder dergleichen bedingt sind. Dabei darf keine Trennung von berufstätigen und verheirateten eintreten, sondern im Gegenteil, jede in ihrer besonderen Arbeit, in ihrer besonderen „Berufung" soll sich zur Mitarbeit verpflichtet fühlen, damit eine wirklich fruchtbare Wechselwirkung möglich wird. Unser Volks- und Völkerleben in seiner Not und Zerrissenheit braucht Zusammenfassung aller aufbauenden Kräfte.

Neben der gedanklich-theoretischen und praktischen Arbeit ist uns vor allem wesentlich das unmittelbare Sichkennenlernen von Mensch zu Mensch und das Zusammenleben all der verschiedenen Richtungen und Schichtungen unserer heutigen Frauenwelt. Wir werden von der nationalen Rechten bis zu den Kommunisten vertreten sein, um nur einmal die politischen Gegensätze herauszuheben, die ja meist, wie wir immer deutlicher erkennen, weltanschaulich bedingt sind.

Namen sind ganz nebensächlich und darum auch zunächst nicht angegeben bei den vorgesehenen Referaten. Es soll uns allen bei der Tagung nur um die Sache gehen, d. h. eben, — wie schon gesagt, — um eine ernste Besinnung auf die besondere Verantwortung der Frau in unserem Zeitgeschehen, das uns in seiner unwiederholbaren Einmaligkeit als unser eigenes Schicksal anspricht, das uns ganz direkt etwas angeht. Im kleinsten wie im größten Lebenskreis sind wir heute vor schwerste Entscheidungen gestellt, und es muß uns immer tiefer zum Bewußtsein kommen, daß die Gegenwart schon die Zukunft in sich trägt, daß der Augenblick zugleich Ewigkeit ist, daß also jede gegenwärtige Entscheidung unserseits — auf welchem Gebiet auch immer sie geschieht — die Zukunft einer kommenden Generation mitbestimmt. Nötig haben wir daher jede Frau, verheiratet oder berufstätig, die etwas von der Erschütterung und dem Chaos, aber auch der verborgenen Hoffnung unserer Zeit spürt, die auf einem bestimmten Gebiet durch eine plötzlich aufbrechende Frage des persönlichen oder beruflichen Lebens das Gesicht der Zeit sieht und den Ruf zur Mit- und Neugestaltung aller Lebensbereiche hört und ihm folgt. Der heutigen Generation kann es nicht in erster Linie gehen um Frauenrechte, die haben wir ja, sondern um die aus ihnen sich ergebenden Pflichten, um die Erfüllung der mit dem Recht gesetzten Aufgaben.

Bereitschaft zum Dienst: das ist die Haltung, in der wir zusammenkommen wollen zu dieser Arbeitstagung, die gewiß viel Kampf und harte Gegensätze zeitigen wird und daher ein reiches Maß an gegenseitiger Tragfähigkeit, ja vielleicht „Feindesliebe" erfordert, die aber nur dann eben in wirklicher Tiefe lebendig sein kann und wird unter uns, wenn wir unser Zusammensein und -Arbeiten im weitesten und tiefsten Sinne als Gottesdienst sehen. —

Der vorläufige Plan für die Freusburg-Frauenwoche:

Die Fragenkreise

1. Die Frau im Haus (Ernährung, Kleidung, Wohnung, Hygiene, Sexual-Ethik, Eugenik, Heimgestaltung, Alltag, Fest). Erwerbsleben (Berufsschulung, Frauenbewegung, Frauenberufe, Zölibat und Sekretion, physische und geistige Mutterschaft).
2. Die Frau im Volk und Staat (Wohlfahrt, Erziehung, Religion, Weltanschauung, Kulturelles, Politik, Wirtschaft, Soziales).
3. Die Frau in der Menschheit (Weltwirtschaft, Weltpolitik, Weltwohlfahrt, Weltfriede).

Die Tagungsfolge (Morgen-Vorträge)

Sonntag: Anreise; abends: Begrüßung
Montag: Allgemeiner, geschichtlicher Einführungsvortrag
Dienstag: Die Frau im Haus
Mittwoch: Frauentum und Beruf
Donnerstag: Die Frau als Weltgewissen
Freitag: Die Frau im Staat
Sonnabend: Die Bedeutung der Frau für die Volksgemeinschaft
Sonntag: Großer, öffentlicher Schlußvortrag: Die Frau als Trägerin der Lebenserneuerung.

Tageslauf

7 Uhr: Wecken, anschließend Gymnastik, Ordnungsdienst
8 Uhr: Frühstück
9—12 Uhr: Vortrag und Aussprache
12 Uhr 30: Mittagessen
13—14: Freizeit
14—16: Arbeitsgemeinschaften (Für jeden Fragekreis getrennt)
16—18: Praktischer Haus- und Küchen(Ernährungs)dienst
18 Uhr 30: Abendessen. Anschließend Feierabend mit Anregung und Gestaltung von Feier und Fest, Musik, Rezitation, Spiel
21 Uhr: Ruhe
21 Uhr 30: Licht aus!

Leitung

Zentraltagungsleitung. Täglich wechselnde Tagungsleitung aus dem Kreise der Teilnehmerinnen.

Die Arbeitsgemeinschaften

Erster Fragenkreis: Die Frau im Haus. Die Frau im Beruf und Erwerbsleben
Zweiter Fragenkreis: Die Frau im Volk. Die Frau im Staat
Dritter Fragenkreis: Die Frau in der Menschheit.

Die Leiterinnen der Sachgebiete suchen sich ihre Helfer nach eigenen Wünschen. Die Ergebnisse der Arbeitsgemeinschaften werden täglich der Tagungsgesamtheit bekanntgegeben.

Verschiedenes: Musikalische Darbietungen. Gymnastik. Volkstanz. Praktischer Küchen- und Ernährungsdienst. Ausstellung: Wege zur Lebensgestaltung. Oertliche Besichtigungen mit geschichtlichem Vortrag.

Änderungen vorbehalten. Wir sind dankbar für jede Stellungnahme zur Sache, besonders natürlich für vertiefende, klärende und ergänzende Mitarbeit. Alle Anregungen, kritischen und ergänzenden Bemerkungen und Vorschläge an Hedwig Eichbauer in Hamm an der Sieg.

Marburg Claudia Bader

Wöchentliche Chronik

Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß hat im Einvernehmen mit dem Ev. Oberkirchenrat der österreichischen Kirchen A. und H. B. eine Kurpredigerstelle in Lienz in Kärnten eingerichtet. Der Anschluß der deutschen evangelischen Kirche in Sydenham wurde genehmigt.

Von den Reichstagsmitgliedern sind 177 (früher 207) evangelisch, 113 (119) katholisch, 160 (142) Dissidenten, Monisten, Konfessions- und Religionslose, 2 Freireligiöse, 4 (4) Juden, 1 Mennonit. Von den 152 sozialistischen Mitgliedern sind 12 evangelisch, darunter Severing, David, Keil, 4 katholisch; Löbe bezeichnet sich als freireligiös. Von den 32 weiblichen Reichstagsabgeordneten gehören 20 den Sozialdemokraten, 3 dem Zentrum, je 2 der Deutschen Volkspartei, den Demokraten, Deutschnationalen, Kommunisten, 1 der Bayrischen Volkspartei an.

Das Zentrum hat eine Unterstützung des Keudellschen Antrags (s. v. Nr.) unter Hinweis auf eine in Kürze zu erwartende Regierungsvorlage abgelehnt.

„Der politische Ausdruck der christlichen Welt- und Staatsauffassung ist die Deutschnationale Partei. Sie vertritt alle Forderungen der christlichen Ethik und Moral, des Rechtes und der Autorität, sowie in sozialer und wirtschaftlicher Beziehung alle mit den Lebensbedingungen der Gesamtheit verträglichen und beruflichen Volksinteressen, also aller derjenigen Faktoren, auf denen das wahre politische und soziale Wohl eines christlichen Volkes beruht." Rb 28. Juli

Die hannoversche Landeskirche plant die Bildung eines Organs zur Wahrnehmung der Rechte der Kirche aus Artikel 149 der Reichsverfassung, das die vier Generalsuperintendenten, ein Mitglied der theologischen Fakultät Göttingen, zwei Geistliche, sieben Religionslehrer (darunter fünf Gewählte, je zwei von den Lehrern der Höheren und Volks-, einen von den Mittelschulen) und ein Mitglied des Landeskirchenamts umfassen und dem von den für die laufende Einsichtnahme in den Religionsunterricht bestimmten Schulmännern Bericht erstattet werden soll.

In Osnabrück, wo bisher die Verlesung des Apostolikums im Hauptgottesdienste kirchenordnungsmäßig nicht zugelassen war, ist im Entgegenkommen gegen einige Pastoren bestimmt worden, daß das Bekenntnis an allen Festtagen, am ersten Advent und ersten Fastensonntag gesprochen werden soll, an allen anderen Sonntagen dagegen nicht. Protbl 30

Der Evangelische Volksbund für Baden verbreitet bereits in 5. Auflage ein Flugblatt „Zur Taufe unserer Kinder" (100 Stück 1 Mark und billiger), in dem in klarer und volkstümlicher Weise die Kindertaufe verteidigt wird.

Die römische Kirche in Berlin umfaßt 403 780 Mitglieder, 61 Seelsorgebezirke, 136 Gottesdienststätten, 198 Seelsorger (68 Pfarrer, 83 Kapläne, 47 sonstige Seelsorger). 10 männliche Orden haben 14 Niederlassungen mit 135 Mitgliedern, 19 weibliche 74 Niederlassungen mit 1279 Ordensschwestern und 70 Novizinnen. Die römische Kirche besitzt 9 Höhere, 61 Volksschulen, 12 Krankenhäuser, 12 Alters- und Siechenhäuser, 15 Hospize und Mädchenheime, 7 Heime für männliche Personen, 6 Fürsorgeheime für Mädchen, 1 für Jungen, 14 Waisenhäuser, 3 Entbindungsanstalten, 8 Säuglingsheime, 41 Krippen und Kinderheime, 132 Vereine. DEK

Der Evangelische Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswanderer hat seinen Sitz von Witzenhausen a. d. Werra nach Berlin N. 24, Oranienburgerstraße 13/14 verlegt.

Die 20 bayrischen Mennonitengemeinden haben die Rechte einer Körperschaft öffentlichen Rechts auf Grund einer Verfassung erhalten, in der es heißt: „Die bayrischen Mennonitengemeinden gehören zu der christlichen Gemeinschaft, die zur Zeit der Reformation entstand und sich bestrebt, das Vorbild der apostolischen Gemeinden in völliger Unabhängigkeit vom Staat und jeglichem hierarchischem Zwange zu verwirklichen. Ihr Bekenntnis ist das Evangelium von Jesu Christo, dem neugeborenen Sohne Gottes, unserm Herrn, wie es in der Heiligen Schrift niedergelegt, im Glauben ergriffen wird und im Leben sich betätigen soll. Nach dem Evangelium Jesu über sie die Taufe über dem Bekenntnis des Glaubens seitens der Täuflinge und fordert von ihren Mitgliedern die Ablehnung des Eides (Matth. 5, 33—37, Jak. 5, 12). Die Wahrung des altmennonitischen Grundsatzes der Wehrlosigkeit wird dem Gewissen der Einzelnen überlassen. Sollte die allgemeine Wehrpflicht wieder eingeführt werden, so bleiben entsprechende Verhandlungen mit der Regierung vorbehalten." MennBl 7

Es gibt in Deutschland 3356 Zeitungen, von denen 3/4 in ländlichen Gemeinden, Land- und Kleinstädten (bis 20 000 Einwohner) erscheinen. Die parteipolitisch festgelegten Blätter verteilen sich folgendermaßen auf die großen Parteien: Deutschnational 374, Zentrum und Bayrische Volkspartei 383, Deutsche Volkspartei und Liberale 116, Demokratisch 88, Sozialdemokratisch 172, Kommunistisch 35, Völkisch 10. EPD

Die Weltmission hatte 1926 eine Gesamteinnahme von 225 Millionen Mark, 70 Millionen weniger als 1924. Davon brachten auf: Nordamerika 66, England 21, der Kontinent 8,8, Australien und Neuseeland 4, Südafrika 1 %. Auf Deutschland entfallen 2 %, 1/2 % mehr als 1924, es bedient aber 6 1/2 % der Heidenchristen.

An Stelle des im Oktober von seinem Amt zurücktretenden 81jährigen Erzbischofs von Canterbury Davidson wurde der bisherige Erzbischof von York, Cosmo G. Long, zum anglikanischen Primas ernannt, der schon 1919 als Kanonikus von Westminster der Labour Party beigetreten ist. VZ 183

Unter 800 Synodalen der Free Church of Scotland stimmten nur 53 (im Vorjahre noch 126) gegen die Vereinigung mit der Staatskirche, die nun erfolgen wird; doch bleibt eine sehr verkleinerte Free Church bestehen. RefKZ 31

Der Entwurf der neuen Kirchenverfassung des Kantons Aargau bestimmt in Artikel 28: „Sobald eine Kirchengemeinde mehr als 3500 Seelen zählt, kann sie durch die Synode zur Errichtung einer neuen Pfarrstelle verhalten werden, sofern nicht durch Dekret des Großen Rates eine neue Kirchengemeinde geschaffen wird."

Die Kongregation des hl. Offiziums hat auch die seit 1911 erschienenen Werke von D'Annunzio wie die früheren mit dem Banne belegt.

Der deutsche Klerus der Diözese Trient, deren deutscher Teil 171 Seelsorgergemeinden mit 170 825 Einwohnern (141 238 Deutsche, 21 731 Italiener, 4351 Ladiner), 20 359 schulpflichtige Kinder (17 820 deutsche und nur 2575 italienische) umfaßt, hat an den Papst ein Schreiben gerichtet, in dem ausgeführt wird, daß das Verbot des Religionsunterrichts in der Muttersprache sich in einer erschreckenden Zunahme der religiösen Unwissenheit und der sittlichen Verwahrlosung der heranwachsenden Jugend auswirke, und um Entsendung eines apostolischen Visitators deutscher Sprache aus einem neutralen Lande gebeten wird.

Das Reichskonsistorium der National-Tschechischen Kirche (552 332 Angehörige) versendet Aufrufe zur Gründung einer neuen Religionsgemeinschaft „Neukatholische Kirche" mit fakultativer Ehe für den Klerus, fakultativer Beichte für die Gläubigen und der Muttersprache als der liturgischen Sprache der einzelnen Sprengel dieser Kirche. SchwzRfZtg 30

Die polnische Nationalkirche, auf 30 Gemeinden angewachsen, hat ihre erste Synode in Warschau abgehalten; 2 Bischöfe, 22 Priester und 77 weltliche Vertreter der polnischen, 3 der amerikanischen Gemeinden nahmen teil. Die Wahl des neuen Bischofs fiel auf den bisherigen Leiter der Diözese in Chicago Leo Grachowski. Pz

Die bulgarische Regierung will zum Dank für die polnische Hilfe beim letzten Erdbeben an der Küste des Schwarzen Meeres ein Grundstück für ein Erholungsheim, besonders für Warschauer Stadtkinder, zur Verfügung stellen. Pz

Die Liebenzeller Mission hat dicht bei Tokio eine Missionsstation Kikuna für die Landbevölkerung in Japan errichtet.

Das japanische Unterrichtsministerium hat den beiden christlichen Universitäten, der Doschischa in Kyoto und der Jikeikei in Tokyo, je 100 000 Mark Unterstützung auf zehn Jahre gewährt. ZMR 8

Der amerikanische Kirchenbundesrat hatte eine Einschränkung des Flottenprogramms gefordert und erreicht. Die Weltvereinigung christlicher Fundamentalisten nimmt dagegen Stellung: Menschliche Schwäche und Sünde habe den Krieg und Kampf unvermeidlich zur Folge, alle Träume und Hoffnungen auf Errichtung des Weltfriedens und Achtung des Krieges mit menschlichen Mitteln seien nach der Heiligen Schrift zu einer Enttäuschung verurteilt. „Christian Century" nimmt dawider Stellung: diese Ausführungen hätten mehr dazu beigetragen, dem Volke einzureden, daß Religion ein Hindernis der Zivilisation sei, als alle Angriffe der Atheisten. ED 30

Bei der Generalsynode der Presbyterian Church in Nordamerika mußte dies Jahr das gemeinsame Essen (good will banquet) ausfallen, weil die öffentliche Meinung in der Synodalstadt es nicht ertragen hätte, daß die farbigen Synodaldeputierten mit den anderen an einem Tisch äßen. RefKZ 31

Die Vereinigte Kirche von Canada (Kongregationalisten, Methodisten, Presbyterianer) hat jetzt statt 26 Kirchenbehörden und Komitees nur 6, 1 statt 3 Kirchenblätter, 8 statt 15 theologischen Kollegs, einheitliche Organisation des Presseweesens und des kirchlichen Finanzwesens. Sie zählt 3695 ordinierte Geistliche und Missionare, 6300 Sonntagsschulen mit 68 000 Lehrern und 659 000 Schülern; Zuwachs im letzten Jahre 19 280 Mitglieder.

John Mott legt sein Amt als Generalsekretär der nordamerikanischen Weltbundvereinigung Christlicher Verein junger Männer zum Oktober nieder; den Vorsitz des Weltbundes scheint er behalten zu wollen. Gleichzeitig tritt er von der Führung des Christlichen Studenten-Weltbundes zurück.

Von Personen. Habilitiert: Lic. Theodor Hoppe für systematische Theologie in Göttingen; Pfarrer Lic. Dr. Kurt Leese für Philosophie in Hamburg. Lehrauftrag: Privatdozent Dr. Michael Müller in Jena für Sozialethik. Gestorben: Geh. Kirchenrat D. Wilhelm Thümmel in Jena. E St

Verschiedenes

Die Bremenflieger in der Kirche

Nachdem wir in voriger Nummer von einem der Bremenflieger Unerfreuliches wiedergegeben haben, soll heute als Gegenstück folgen, was wir soeben in den Dresdener „Bausteinen" unter obigem Titel lesen.

Nach ihrer Ankunft in New York haben die Bremenflieger am Sonntag darauf die Kirche besucht. Der lutherische Freiherr von Hünefeld und Frau Hauptmann Köhl nahmen am Sonntag Kantate am Gottesdienst der deutschen lutherischen Kirche in New York teil. Die Lutherische Korrespondenz berichtet darüber:

Pastor Heinrich A. Kropp, der die Predigt über den Kantatetext hielt Ps. 98, 1: „Singet dem Herrn ein neues Lied, denn er tut Wunder", führte unter Anderem aus, daß auch von dieser modernsten Errungenschaft das Wort gelte, das Samuel Morse einst als erste Botschaft über den von ihm erfundenen Telegraphen entsandte: „Dies hat Gott gewirkt." Weiter gab er seiner Freude darüber Ausdruck, daß diese Männer der Tat auch Glaubensmenschen sind, Menschen, die bei aller Größe ihrer Leistung im Glauben damit Gott allein die Ehre geben.

Freiherr v. Hünefeld, der gebeten wurde, nach der Predigt einige Worte an die Gemeinde zu richten, sagte u. a. wörtlich: „Nie ist uns, meinen Kameraden und mir, die Gewißheit von der Allmacht Gottes so zum Bewußtsein gekommen als in jenen Stunden, da wir über den Nebelbänken Neufundlands und später über den Eiswüsten Labradors schwebten. Und als dann unsere Maschine auf sicherem Boden stand und unser Unternehmen mit Gottes Hilfe gelungen war, da kam über uns alle das große Dankbarkeitsgefühl. — Als in den ersten Tagen nach der Landung mein Freund Köhl an der Maschine arbeitete, mußte mein irischer Kamerad und ich, um die ersten sicheren Nachrichten von uns zu geben, mit dem Hundeschlitten 20 Meilen nach Long Point fahren. Dort fanden wir beide eine kleine verschneite Kapelle, der keiner von uns beiden angehörte. Wir fragten nicht viel, gingen hinein, spontan sanken wir auf die Knie und, getrennt in der Konfession, aber eins im Glauben, getrennt in der Sprache, aber eins in dem, was uns innerlich bewegte, haben wir jeder für sich im stillen Gott von Herzen gedankt. — Mit meinen Kameraden gelobe ich, daß wir das Werk, das mit Gottes Hilfe begonnen, auch mit Gottes Hilfe weiterführen wollen."

Friedrich Ludwig Jahn. Vom Turnvater zum Volkserzieher. Von Paul Piechowski. Gotha, Leopold Klotz Verlag 1928. 204 S. Geb. 5 M.

Das Buch gibt — wie auch in der Einleitung ausgesprochen wird — eine „Korrektur des überlieferten Jahn-Bildes". Der Titel könnte irreführen und eine Lebensbeschreibung und Entwicklungsgeschichte „vom Turnvater zum Erzieher" verheißen. Das Buch beschäftigt sich in der Hauptsache mit Jahns Hauptwerk: dem „Deutschen Volkstum". Im ersten Teil wird es beschrieben und bewertet, im zweiten wird uns der Volkserzieher Jahn gezeigt, wie er in Zusammenhang mit den Kulturströmungen seiner Zeit steht und wie ihn sein Bildungsgang und Charakter zu dem machte, der uns hier entgegentritt.

Das Buch zeigt uns gut und klar, welche Bedeutung Jahn für das deutsche Volkstum, insbesondre für die Pädagogik gehabt hat, gibt uns auch zu denken, was wir noch immer von ihm lernen können. Mit der Kritik seiner Persönlichkeit und seines Hauptwerks, denen durch Planlosigkeit eine gewisse Vollendung verloren ging, wird nicht zurückgehalten. Uns wird das Streben und Wirken Jahns dadurch besonders wertvoll, daß er das Volkstum erstrebt, das „den heiligen Begriff der Menschheit in sich aufgenommen hat". Eberhard v Lüpke

Turnvater Jahn. Sein Leben und Werk. Erzählt von Edmund Neuendorff. Jena, Eugen Diederichs 1928. 88 S. 11 Bilder. Geb. 2, auch 2.80 M. *).

In Jena ging 1806 Jahns Urschrift vom „Deutschen Volkstum" verloren, aus Jena kommt zu Jahns 150. Geburtstag 11. 8. 1928 und für immer aus dem intimen, feinsinnigen Verlag von Eugen Diederichs ein Buch, das sich mit Jahns Lebenswerk — wie zum Ersatz des verlorenen — zur Förderung und Vertiefung der „Deutschen Volkheit", zu deren köstlichem Büchergehalt es gehört, kritisch und positiv befaßt. Wie kein anderes Jahnbuch — ich prüfte etwa 25 — dringt es individuellst in die Individualität des — „Urselbst", d. h. des Originals Jahn ein. Alle vier Kapitel: Jahns Leben, Das deutsche Volkstum, Die deutsche Turnkunst, Schau sind beseelt und durchgeistet vom Suchen und Finden des Weges zu einer wahren Volksgemeinschaft, die uns heut mehr not tut denn je, an der Hand der tiefen, noch nicht ausgeschöpften Ideen Jahns über menschliche Deutschheit, über menschheitliches Volkstum. Nachdem Jahn anfänglich die Mode des Kosmopolitismus unwillkürlich mitgemacht, besinnt sich sein Urselbst und findet die mittlere Proportionale zwischen Menschheit und Volkstum im menschlichen und menschheitlichen Volkstum. Der Weg zur Menschheit geht nur durch Volkheit. Nur durch Volkseinheit und Volksfreiheit lassen sich die großen menschenfreundlichen Menschheitsfragen lösen. Auch das Turnen steht unter solchen höchsten Gesichtspunkten. Es ist nicht Selbstzweck. Es ist aber auch keineswegs sein erster Zweck, die Wehrbaren kriegstüchtig zu machen. Turnen ist ein Hauptteil der notwendigen Gesamtbildung, ist Volkserziehung, bringt zum Ausgleich bloß einseitiger Vergeistigung die wahre Leibhaftigkeit. Die Ziele der völkischen Turner liegen im Geistigen, im Sittlichen, natürlich auch im Politischen. Turnziel ist: die höchste Eigentümlichkeit beim Einzelnen und die höchste Volkstümlichkeit bei Allen. Die „Wehrschaft des Gemütes" ist ungleich wichtiger als die der Waffe. Das deutsche Turnen schafft Freiheit und Einheit, ist demokratisch und sozial im tiefsten Wortsinn, ist Heimkehr des innersten deutschen Wesens.

Es ist dringendst gegen die Verflachungen im Turnen, Spiel und Sport zu wünschen, daß Neuendorffs wahres Volksbuch auch wirklich ein Buch des Volkes wird. Wir müssen es dankbar begrüßen, daß der Leiter der Hochschule für Leibesübungen in Berlin, der zweite Vorsitzende der Deutschen Turnerschaft, der jahrelange Führer des Wandervogels seine schwere Aufgabe so tief und groß erfaßt hat. Darum soll auch das ganze Volk ihn hören und lesen. Er sagt uns aus seinen internen Studien so manches, was wir aus mehreren Dutzenden anderer Jahnbücher noch nicht erfahren. Würdig steht er in der Reihe von Schultheiß, Eckardt und Piechowski. Auch der nichtturnerische, nicht in erster Linie turnerische Stoff liegt ihm. Wiederholt — am Anfang und am Schluß — schafft er sich eine dunkle Folie von Jahnschen Schattenseiten. Auf ihr erhebt sich das lichte Bild, das das Buchkorpus erfüllt und schließlich eigens herausgestellt wird, um so strahlender.

Über einige Punkte, wie Jahns Verhältnis zum Griechentum, wie seine Zeit von 1819 bzw. 1825 an, denke ich nicht ganz so ungünstig wie der Verfasser. Auch würde das Buch durch größere Übersichtlichkeit, Überschriften, Einteilungen, Verzeichnisse gewinnen. Das kann aber ein unbedingtes Lob, mit dem sich der Wunsch weitester Verbreitung des Werkchens verbindet, nicht hindern. Ein Berufenerer konnte uns in deutsches Volkstum, in menschheitliche Volkheit auch und gerade heute kaum einführen als Neuendorff, der Volksdorf, Volksstadt, Volksstaat, Volkswelt und dadurch schließlich auch Völkerwelt im Jahnschen Geist neu erstehen ließ! Victor Kirchner

*) Der Verfasser dieser Anzeige ist Jahns Urgroßneffe. D H

Verfassungstag

„Die Tatsache, daß die Weimarer Verfassung eine Notverfassung ist, ist ... das beste Argument, das für die Feier anzuführen ist." „Gerade weil sie aus den trübsten Tagen der deutschen Geschichte kommt, ist sie der Ehre wert." „Das deutsche Volk hat sich mit der Ordnung von 1919 aus dem Chaos gerettet. Man soll seine dunklen Stunden ehren."

So — die Frankfurter Zeitung am 11. Juli. So — sollten die Kirchen werten und lehren.

(Geschrieben am 11. August.) R

Kleine Mitteilungen

Die zweite Hälfte des Artikels Jüdischer und deutscher Geist folgt in nächster Nummer.

Zu der Aussprache über Kirchgangspflicht usw. ist Schlußartikel für nächste Nummer vorbehalten. Dagegen sind Äußerungen zur evangelischen Politik erwünscht. Nur bitten wir, dazu willig erst noch einen weiteren Artikel zur Sache abzuwarten. R

Versammlungskalender

19.—26. August Lutherisches Einigungswerk Hamburg-Altona
20.—21. August Internationale Christliche Pressekonferenz Köln
21.—25. August Internationaler Kongreß gegen Alkoholismus Antwerpen
24.—25. August Internationales Treffen der Religiösen Sozialisten Le Locle
24.—30. August Weltkonferenz für Friede und Freundschaft der Kirchen Prag
27. August — 1. September Pfarrer-Lehrgang moderne Leibesübungen Kassel
29.—31. August Evangelisch-Christliche Einheit (Kambaud) Eisenach
30.—31. August Deutscher Hugenottenverein Magdeburg
31. August — 3. Sept. Stockholmer Fortsetzungsausschuß Exekutivkomitee Prag
4. September Fünfzigjahrfeier der Neukirchener Mission Neukirchen
6.— 9. September Deutscher Katholikentag Magdeburg
17.—21. September Gustav Adolf-Verein Freiburg i. Br.
17. September — 18. Dezember Kursus für männliche Wohlfahrtspfleger Spandau
18.—21. September Hundertjahrfeier der Rheinischen Mission Barmen
21.—25. September Kongreß für Innere Mission Königsberg
1.— 3. Oktober Bund für Gegenwartchristentum Eisenach
4.— 5. Oktober Deutscher Protestantentag Eisenach
8. Oktober Freunde der Christlichen Welt Basel
8.— 9. Oktober Gesellschaft für Kirchengeschichte Frankfurt a. M.
9.—12. Oktober Deutscher Evangelischer Theologentag Frankfurt a. M.

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Protestantenblatt, Hutten-Verlag G. m. b. H., Görlitz
Herausgeber W. Schubring, E. Pfalzgraf und Hennecke
Inhalt Nr. 32: Raben und Windröschen (Rust). Der freie Protestantismus, Wesen und Forderungen (Tribukait). Jahns Stellung zur Reformation und zu Luther (B. Kirchner). Das schönste deutsche Gedicht (Jungnickel). Von gestern usw. (Die relig. Sozialisten Kölns, Württemberg u. a.)
Inhalt Nr. 33: Zurück zur Natur (Rust). Der freie Protestantismus II (Tribukait). F. L. Jahn und die deutsche Reformation (D. Kirchner). Gemeindearbeit in Kyota (Marbach). Wissen ist dies (Lipp). Altes und Neues. Von gestern usw. (Der Vorwärts über Luther, Zu den kirchlichen Wahlen in Preußen, Volksschulgesetzentwürfe, Kirchenpolitische Neueinstellung oder Sonderbündelei? Tempora mutantur). Büchertisch.

Bund für Gegenwartchristentum

1.—3 Oktober in Eisenach

Montag 1. Oktober 17 Uhr: **Generalversammlung** der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt. Abends geselliges Beisammensein.

Dienstag 2. Oktober 9 Uhr: **Gottesdienst** in der Stadtkirche. Predigt: Pastor Dr. Busch aus Dresden. Kirchenmusik: Kirchenmusikwart Mauersberger.

11 Uhr: Vortrag von Professor D. Mulert aus Kiel: **Wie stehen wir heute zu Schleiermacher?** 1. **„Luther und Schleiermacher."**

13 Uhr: Gemeinsames Mittagessen. 15 Uhr: Wartburg.

17 Uhr: Privatdozent Lic. Piper aus Göttingen: **Wie stehen wir heute zu Schleiermacher?** 2. **„Religion und Moral."**

20 Uhr: Freunde der Ostasienmission. Referent: Pfarrer Schroeder, früher Missionar in Japan.

Mittwoch 3. Oktober 9 Uhr: **Wie stehen wir heute zu Schleiermacher?** Aussprache über beide Vorträge, eingeleitet durch Professor Lic. Siegfried aus Marburg.

Alle Versammlungen in der „Erholung".

Wohnungsvermittlung durch den Eisenacher Verkehrsverein gegenüber dem Bahnhof (Gasthofsquartier, Fremdenheim oder Privatquartier, Bett ohne Frühstück 1.50—8 Mk.); dort auch Empfangsbüro (Tagungskarte 3, Mittagskarte 2 Mk.) bis zum Beginn der Versammlungen, von da an in der „Erholung".

30. Deutscher Protestanten-Tag

3. 4. Oktober in Eisenach

3. Oktober Nachm. 3 Uhr: **Eröffnung** durch den Präsidenten Pfarrer Dr. Luther.

„Der Öffentlichkeitswille der Kirche": Pfarrer Mayne aus Hirschberg in Schlesien.

Abends 8 Uhr: **Gottesdienst** in der Nikolaikirche: Domprediger Pfalzgraf aus Bremen.

Darnach geselliges Zusammensein.

4. Oktober 9½ Uhr: **Mitgliederversammlung** des Deutschen Protestantenvereins.

10 Uhr: **„Pfarrer und Gemeinde":**

a) **Wie wünsche ich mir den Pfarrer meiner Gemeinde?** Landesgeologe Prof. Dr. Behr aus Berlin.

b) (Formulierung noch vorbehalten): Pfarrer Dr. theol. Schenkel aus Stuttgart-Zuffenhausen.

Für den Bereich der evang.-luth. Stadtsynode Frankfurt a. M. werden zum 1. Oktober oder früher zwei ordinierte oder ordinationsfähige Kandidaten als

Stadtvikare

gesucht. Jahresgehalt RM. 4000.— ohne Wohnung. Meldungen erbeten an Kirchenrat Trommershausen, Frankfurt a. M., Schopenhauerstr. 16.

Evangelischer Diakonieverein E.V.

Berlin-Zehlendorf, Glockenstr. 5

(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Delmenhorst, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Lauchhammer i. S., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Kautionsstellung und ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Der Fortsetzungsausschuß der Stockholmer Weltkonferenz hat der starken Teilnahme junger Menschen, die seiner Arbeit entgegenkam, dadurch Rechnung getragen, daß er einen besonderen Ausschuß für die Zusammenarbeit mit der Jugend einsetzte. Dieser internationale Ausschuß von Jugendführern legt soeben eine umfassende Denkschrift vor, an der Federn aus den verschiedensten Teilen der Welt mitgearbeitet haben. Sie wird ihre Bedeutung nach der doppelten Aufgabe hin haben, die dem Jugendausschuß durch seine Verbindung mit der Stockholmer Werk zugefallen ist: Wir haben hier einerseits zum ersten Male einen umfassenden Überblick über das Verhältnis von Kirche und Jugend, aufgebaut auf einer geradezu dramatischen Analyse der jüngsten Generation, zum andern aber eine fachverständige Einführung in jene besonderen Aufgaben der kirchlichen Jugendführung, die mit dem sozialen Arbeitsprogramm von Stockholm in Verbindung stehen. Die Denkschrift ist „Jugend und Kirche" betitelt und erscheint im Verlag Ludwig Ungelenk, Dresden-A. 24 zum Preise von 3 Mark.

Heim der Freunde der Christlichen Welt

Friedrichroda i. Thür., Schreibersweg 6

Schönste stille Lage unmittelbar am Walde. Behaglich eingerichtete Zimmer. Gute Verpflegung. Auf Wunsch vegetarische oder diätetische Küche. Geistige und gesellige Gemeinschaft ohne jeden Zwang. Für alle Freunde und Gesinnungsgenossen geeignetster Aufenthalt.

Anfragen an die Hausmutter Frau Blume. Fernsprecher 270.

Berlin W 56
Oberwallstr. 16 a

Gabbe's Lehranstalten mit Internat
Abitur, O. II. R., Theolog.-Ex., Oberl.-Ex.
Latinum, Graecum, Hebraicum,
Physikalisch-chem. Laboratorium.

Wir suchen **Kolporteure**
für gute
Schriften an allen Orten. Guter Verdienst

NEUWERK-VERLAG
KASSEL-WILHELMSHÖHE
RASENALLEE 77/79

Mittagstisch

auch veget. und diät. (nach Lahmann, Ragnar Berg, Bircher Benner)

Haus Burgfriede

Hamburg 24, Graumannsweg 30a, 10—15 Min. v. Hauptbahnhof
beste Hoch- und Straßenbahnverbindung
Mäßige Preise. Tischzeit 12—4 Uhr, Sonntags geschlossen
Inhaberin: Louise Arents
früher Hausmutter im Heim der Freunde d. Christl. Welt, Friedrichroda.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Postiarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 1. September